

Hermann Krüsi : Pestalozzis ältester Gehilfe und Mitarbeiter

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: Article

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher

Band (Jahr): 54 (1927)

PDF erstellt am: 26.04.2024

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-270875>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Seminardirektor Hermann Krüsi
1775 – 1844

Hermann Krüsi,

Pestalozzis ältester Gehilfe und Mitarbeiter.

Von Dr. *E. Schiess*, Herisau.

I. EINLEITUNG.

Es gehört zweifellos zu den erfreulichsten Erscheinungen der appenzellischen Geschichte, dass Heinrich Pestalozzi mehrere seiner besten Jünger und Mitarbeiter aus unserm Ländchen erhalten hat. Krüsi, Niederer, Tobler, Ramsauer, Zuberbühler, Nänny und Fitze — das sind unsere stolzen und begeisterten Träger pestalozzischer Gedanken. Es ist doch etwas Schönes, wie sie in jener frühlingsfrischen Zeit die Jugendbildung wie eine Art Religion und nicht bloss als hohles Zierwerk des Geistes betrieben. Schwung und Ansporn haben sie alle bei ihrem Herrn und Meister geholt, und wenn sich später ihre Wege auch schieden, so blieben sie doch im Geiste dem wunderbaren Manne verbunden. Der Boden, zu dessen Bebauung sie sich berufen fühlten, blieb dauernd ihr Wirkungsfeld. Die Schule liess sie nicht mehr los; sie hielten ihr zeitlebens die Treue und suchten Pestalozzis Anregungen lebenskräftig zu machen, indem sie dieselben in praktischer Erziehungs- und Unterrichtsarbeit erprobten und durch Wort und Schrift weit herum verbreiteten.

Dr. O. Hunziker hat diesen verdienten Pestalozzianern in seiner »Geschichte der schweizerischen Volksschule« kleine Denkmäler gesetzt; ausserdem sind auch verschiedene Nekrologe und skizzenhafte Lebensbilder zur Erinnerung an sie erschienen. Heute aber, da man mit eindringlicher Liebe den Anfängen unseres Volksschulwesens nachgeht, dürfte es an der Zeit sein, Leben und Wirken jener Männer ausführlicher darzustellen.

Schon oft haben tüchtige Gelehrte auf das Fehlen von auf einlässlichem Quellenstudium beruhenden Biographien über Krüsi und Niederer hingewiesen. Die Anregung zur vorliegenden Arbeit hat Professor Dr. G. Tobler sel. in Bern gegeben, indem er vor Jahren einmal in einem Brief bemerkte, es würde einem Appenzeller gut anstehen, wenn er sich der Pädagogen Krüsi und Niederer annähme. Der Verfasser der vorliegenden Arbeit hat sich zunächst für Krüsi entschieden, weil dieser vor seiner Vereinigung mit Pestalozzi selber in unserm Lande als Volksschullehrer tätig war und nach der Trennung von seinem Meister während mehr als zwanzig Jahren in verantwortungsreichen Stellungen wieder in unserm Kanton gewirkt hat und deshalb seine Lebensgeschichte in besonderm Masse geeignet ist, uns auch einen Einblick in unsere damaligen Schulverhältnisse zu verschaffen und das Verständnis für dieselben zu fördern.

Am 17. Februar 1827 ist Heinrich Pestalozzi, einem tragischen Helden gleich, der unter der Ueberlast des Unternommenen zusammenbricht, als einundachtzigjähriger Mann in Brugg gestorben. Anlässlich der hundertsten Wiederkehr seines Todestages sind wohl an allen Orten, wo seine Ideen Wurzeln geschlagen haben, Feiern zu seinem Gedächtnis veranstaltet worden. Nach vielen Hunderten dürften die Festschriften, die Vorträge und Reden zählen, die in diesem Jahre Pestalozzi gewidmet werden und welche die Kunde von seiner unvergänglichen Bedeutung in der Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens in die weitesten Kreise tragen sollen. Die vorliegende Arbeit, eine Darstellung des Lebens und Wirkens eines bedeutenden Pestalozzi-Jüngers, möchte gleichzeitig auch ein Beitrag sein zur diesjährigen Gedächtnisfeier zu Ehren des grossen Meisters, dem auch unser Kanton so viel verdankt.

Die meisten der benutzten Quellen, vor allem Krüsis autobiographische und pädagogische Schriften, befinden sich auf der Kantonsbibliothek in Trogen und sind dem Verfasser in sehr verdankenswerter Weise zur Verarbeitung überlassen worden. Ein Verzeichnis derselben befindet sich am Schluss dieser Arbeit.

II. *Krüsis Leben und Wirken bis zu seiner Verbindung mit Pestalozzi.*

Auf den Trümmern des im Frühjahr 1798 durch französische Bajonette zerstörten eidgenössischen Staatenbundes erhob sich die helvetische Einheitsrepublik mit einer Zentralgewalt, die bald nach Beginn ihrer Tätigkeit das Staatsvermögen der früheren Orte als Gemeingut des neuen Staatswesens erklärte. Damit übernahm sie auch die Pflicht, für die öffentlichen Bedürfnisse der Kantone, die materiellen und die geistigen, von sich aus zu sorgen. Die helvetische Verfassung bezeichnete »die Aufklärung als die eine der zwei Grundlagen des öffentlichen Wohles« und stellte die »moralische Veredlung des menschlichen Geschlechts« als Aufgabe der Bürger hin. Hieraus erwuchs folgerichtig auch dem Staate die Pflicht, diejenigen Einrichtungen und Massnahmen zu unterstützen und zu fördern, welche die Aufklärung und die sittliche Veredlung des Volkes bezweckten. Unter den Ministerien des neuen Staatsgebildes fand sich daher ebenfalls eines für Künste und Wissenschaften; dasselbe wurde einem für die Förderung des Volkwohles begeisterten und edel gesinnten Manne anvertraut, Professor Albert Stapfer in Bern. Dieser hatte die volle Ueberzeugung, dass die hohen Güter der Freiheit und der politischen Gleichberechtigung, welche dem Volke zum Teil gewaltsam gegeben worden waren, auf die Dauer nicht von der Regierung allein, sondern nur von der breiten Masse der einsichtigen Bürger erhalten werden konnten. Für ihn war ferner klar, dass dies nur möglich sei, wenn die Menschen auch wirklich die grosse Bedeutung der erhaltenen Rechte erkennen und schätzen lernten. Dem Volke zu dieser Einsicht zu verhelfen, bildete ein Hauptziel seines hohen Strebens. Gleich wie Luther, einem der bedeutendsten Förderer des Volksbildungswesens, zur Befestigung und Erweiterung seines reformatorischen Werkes der Unterricht der Jugend als eine unumgängliche Notwendigkeit erschien, ebenso fest überzeugt war Stapfer, dass eine planmässige, von den erhabensten sittlichen Normen geleitete Erziehung und Bildung der Jugend nicht nur zur moralischen Freiheit,

der Grundlage der politischen, führen könne, sondern allein imstande sei, die zur Erhaltung der neuen geistigen Güter unentbehrliche politische Einsicht zu schaffen.

Mit viel Eifer und Begeisterung ging der wohlmeinende Mann ans Werk und liess sich trotz schwerer Misserfolge niemals entmutigen. Das Bedürfnis nach Hilfe schien ihm in den Landschulen am dringendsten. Deshalb richtete er zunächst seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf diese. Da die bestehenden Verhältnisse in den einzelnen Landesgegenden wesentlich voneinander abwichen, hielt Stapfer es für notwendig, vorerst überall den zu bearbeitenden Boden möglichst genau kennen zu lernen. Zu diesem Zweck verschaffte er sich von jeder Schule im Bereich der helvetischen Republik einen Bericht. Er stellte einige Dutzend »Fragen über den Zustand der Schulen an jedem Orte« zusammen und liess sie jedem Lehrer zu rascher Beantwortung zukommen. Ende Februar 1799 lagen die zahlreich eingegangenen Berichte in den Händen des Ministers, auch diejenigen aus dem Kanton Säntis, die heute zu einem stattlichen Manuskriptenbände vereinigt im Bundesarchiv in Bern aufbewahrt werden und uns einen zuverlässigen Einblick in die appenzellischen Schul- und Unterrichtsverhältnisse vor etwas mehr als 120 Jahren gewähren.

Unter diesen Berichten befand sich auch einer vom Gaiser Schullehrer Hermann Krüsi, der auf die von Minister Stapfer gestellten Fragen antwortete:

»Freiheit!

Gleichheit!

Bürger Minister!

Lebhaft fühle ich die Unzweckmässigkeit der bisherigen Schuleinrichtungen, musste mich aber, da mir tätige Unterstützung der Vorgesetzten fehlte, bequemen, den gewohnten Gang zu gehen und den alten Schlen-drian als Regel anzunehmen.

Sie können daher leicht denken, Bürger Minister, wie erwünscht es mir habe sein müssen, aus dem helvetischen Volksblatte, dem schweizerischen Republikaner und dem Schweizerbotten zu vernehmen, dass die helvetische Regierung das Schul- und Erziehungswesen, so

wie die Wichtigkeit der Sache es verlangt, ihrer Aufmerksamkeit würdige und bereits an verschiedenen Orten Anstalten zur Verbesserung desselben getroffen habe.

Mein beinahe gesunkener Mut erhebt sich nun wieder, indem Ihre Nachforschungen über den Zustand der Schulen mich hoffen lassen, Sie werden mit Ihrer gewohnten rastlosen Tätigkeit die bessere Einrichtung derselben so viel möglich auch bei uns beschleunigen. Ich eile also, Ihre vorgelegten Fragen so weit sie mich und meine Schule betreffen, mit offener Freimütigkeit zu beantworten.

1. *Lokalverhältnisse der Schule*, die hier beschrieben wird.

Sie ist in der Gemeinde Gais im Dorfe daselbst, zum Distrikt Teufen, Kanton Säntis gehörig.

Im Dorf und innerhalb einer Viertelstunde um dasselbe herum befinden sich ungefähr 160 Häuser, innerhalb der zweiten Viertelstunde 60. (Für diesen Bezirk sind im Dorf zwei Schulen, wo jeder Hausvater seine Kinder schicken kann, in welche er will.)

Die zu diesem Schulbezirk gehörigen Gegenden sind das Dorf 42, um dasselbe herum 25, Obergais 24, Zellweg und Mühlepass 36, Gaiserau 20, Zwiesslen und Schachen 33, Rotenwies 30 Häuser. In dem Umfang dieser Gemeinde sind ausser den bemeldten 2 Dorfschulen noch 2 Schulen, die einte eine halbe Stunde vom Dorf im Riedli genannt, die andere $\frac{3}{4}$ Stunden davon in Steinläuten gegen den Bühler.

2. *Unterricht*.

Die Schule wird Sommer und Winter gehalten; durchs ganze Jahr dauert sie am Vormittag von 9—11 Uhr und am Nachmittag nimmt sie um 1 Uhr ihren Anfang und währet im Winter bis 3, im Frühling und Herbst bis $3\frac{1}{2}$ und im Sommer bis 4 Uhr. Ermüdend für Lehrer und Lernende ist in der heissen Sommerszeit das 3 Stunden lang ununterbrochene Schulhalten, bei einem Gedränge von Kindern, die sehr verschiedene Lektionen haben. Denn es ist einmal äusserst schwer, alle diese Kinder gehörig zu beschäftigen; ferner ist

leicht zu erachten, dass der unnatürliche Zwang zu drei Stunden langem Stillsitzen Kindern von 5, 6, 7 Jahren, die voll Leben sind, nicht behagt; zudem schadet die durch Ausdünstung vermehrte Hitze ihrer Gesundheit, macht sie niedergeschlagen und benimmt ihnen die Lust zum lernen.

Ich machte vor ein paar Jahren die Probe, die Schulzeit am Nachmittag einzuteilen und liess die kleinen Kinder, welche nur Buchstaben kennen, buchstabiren und lesen lernten, von 1—2 Uhr, die grösseren hingegen, welche schreiben mussten, von 2—4 Uhr in die Schule kommen. Die Vorteile dieser Einteilung für mich und die Kinder waren auffallend, indessen, da einige Eltern unzufrieden waren, dass ihre Kinder nicht zu gleicher Zeit in die Schule gehen konnten, blieb es seither wieder beim alten.

Soviel es sich tun liess, habe ich meine Kinder in drei Klassen geteilt, nämlich in die Buchstabier-, erste und zweite Leseklasse. Vor einigen Jahren wurden zum Buchstabieren und Lesen zwei für hiesige Schulen verfertigte Bücher eingeführt, wovon aber keine neue mehr zu haben sind. Zum Auswendiglernen werden grösstenteils der Zürcherische Katechismus und die sogenannte Heilsordnung (Herisau, bei Konrad Walser) gebraucht.

Dasjenige, was bisher in der Schule gelehrt wurde, bestand der alten Gewohnheit zufolge, hauptsächlich in buchstabieren, lesen, schönschreiben und auswendiglernen. Indessen bemühe ich mich, sie auch zum Rechtschreiben zu gewöhnen, besonders aber ihren Verstand und ihr Herz zu bilden. Zu dem Ende diktiere ich ihnen zuweilen etwas in die Feder und mache sie mit den nötigsten orthographischen Regeln bekannt, erkläre ihnen dasjenige, was sie lesen, katechisiere sie darüber, mache Anmerkungen dazu, erzähle ihnen biblische und andere Geschichten u. s. w.

Dass die Kinder rechnen und allerlei schriftliche Aufsätze verfertigen lernen, dafür war bisher sehr wenig gesorgt; nur an den Winterabenden hatte ich 4, 6 bis 10 in der Nähe wohnende Kinder im rechnen zu unterrichten, die weitem aber blieben auch in dieser Absicht zurück.

Wenn die Kinder das zehnte Jahr erreicht haben, gemeiniglich noch früher, werden sie der Schule entzogen und bleiben bis ins 15. Jahr, wo sie sich zur Vorbereitung auf den Genuss des Abendmahls einschreiben lassen, ohne allen Unterricht, vergessen also natürlich noch dasjenige, was sie in der Schule gelernt haben. Unbeschreiblich ist der Schaden, der daraus entsteht, dass in diesem Zwischenraum, wo sie am fähigsten wären, nützliche Kenntnisse zu erlernen, ihr Verstand und Herz unbearbeitet bleibt!

3. *Personalverhältnisse.*

Bisher wurden die hiesigen Schullehrer von den Gemeindsvorgesetzten im Beisein des Pfarrers gewählt. Das Examen ist nicht der Rede wert. Ein Kapitel lesen und einige Zeilen schreiben war alles.

Mein Name ist Hermann Krüsi, gebürtig von Hier, 24 Jahre alt unverheiratet (dessen ungeachtet habe ich nicht für mich allein zu sorgen, denn mein sel. Vater, welcher schon vor 10 Jahren starb, hinterliess eine arme Witwe mit 6 grösstenteils unerzogenen Kindern; mir also, als dem ältesten Sohn, lag es ob bei zunehmendem Alter Vaterstelle bei meinen jüngern Geschwistern zu vertreten).

Anfangs musste ich, um meiner Mutter und Geschwistern unsern Lebensunterhalt verdienen zu helfen, wöchentlich 5 Tage weben und alle Samstag als Bott auf St. Gallen gehen. In meinem 18. Jahre nun wurde mir der Schuldienst anvertraut. Ohne alle Vorbereitung erhielt ich da einen Beruf, wo Einsicht, Erfahrung und Menschenkenntnis so unentbehrlich notwendig sind, und wo beim Mangel dieser Eigenschaften unzählige Hindernisse und Schwierigkeiten den neu angehenden Lehrer bestürmen. Dies erfuhr ich auch. Nur meine natürliche Neigung zu diesem Geschäfte war vermögend, jene zu beseitigen.

Gerne würde ich meine ganze Zeit den Schulgeschäften widmen, allein meine ökonomischen Umstände und die geringe Besoldung nötigen mich, die Nebenstunden zum weben, copieren u. s. w. zu benutzen. (Hoffentlich wird die Erwartung eines besseren Schick-

sals für die Schullehrer nicht lange mehr unerfüllt bleiben. Ohne dies sähe mich gezwungen, wider meine Neigung eine andere Berufsart zu wählen.)

Die Anzahl der Schulkinder ist sehr ungleich, überhaupt im Sommer gross, im Winter klein. Sie mag zur Sommerszeit bei gutem Wetter bis 90 und darüber sein, im Winter hingegen gewöhnlich 20 bis 40, bei schlechter Witterung noch weniger, mehrenteils mehr Knaben als Mädchen, besonders im Winter.

Das Schulkapital beträgt 4800 fl. Aus dessen Zinsen werden die Schullehrer während der Freischul, d. h. im Sommer, 20 bis 24 Wochen, besoldet. (Durch Vermächtnis erhält es zuweilen einen Zuwachs.)

Während dieser Zeit zahlen die Gemeindsgenossen und diejenigen aus solchen Gemeinden, wo auch Freischulen sind, keinen Schullohn, im Winter hingegen für jedes Kind wöchentlich 6 kr. Dies mag nebst der Witterung eine der vornehmsten Ursachen sein, warum im Sommer so viel, im Winter aber so wenig Kinder die Schule besuchen.

Das Einkommen für mich als Schullehrer ist also folgendes: Während der Freischul für jede Woche 2 fl. 30 kr. In der Lohnschule, wöchentlich für jedes Kind 6 kr. Ferner an der Jahrrechnung am Ende des Jahres 10 fl. Trinkgeld. Schulhaus ist keines vorhanden. Für Hauszins und Holzgeld wird hier auch nichts bezahlt. Folglich müssen alle dergleichen Ausgaben aus obigem Einkommen bestritten werden.

Dies ist, Bürger Minister, der Zustand meiner Schule. Ihrer Klugheit überlasse ich es ganz, diejenigen Massregeln zu ergreifen, welche Ihnen zur zweckmässigeren Einrichtung derselben nötig scheinen.

Gruss und Hochachtung

Gais, den 28. Februar 1799.

sig. Hermann Krüsi, Schullehrer.«

Ein Vergleich dieses Berichtes mit denjenigen aus den andern Gemeinden unseres Kantons zeigt uns, dass Krüsi seinen appenzellischen Berufsgenossen sowohl in der Orthographie und im Stil, wie auch hinsichtlich des Verständnisses, das er Stapfers Fragen entgegenbrachte,

entschieden überlegen war. Er fühlte die Mängel der bestehenden Schulverhältnisse und sah wohl ein, dass eine Reform des Unterrichts notwendig war, um bessere Erfolge zu erreichen. Diesen jungen, strebsamen und aussergewöhnlich gut veranlagten Lehrer hat das Schicksal im Jahre 1800 dem Vater Pestalozzi in die Arme geführt.

Die Kriegezeit, welche dem Umsturz der alten Eidgenossenschaft folgte, brachte auch unserer Landsgemeinde schwere Leiden. In vielen Familien erreichte die Not infolge Verdienstlosigkeit und Teuerung einen beinahe unerträglichen Grad. Da erbarmten sich Menschenfreunde im Gebiete des Kantons Bern und in andern Teilen der nördlichen und westlichen Schweiz, wo die allgemeinen Verhältnisse noch etwas besser waren, der Not in der Ostschweiz und suchten sie zu mildern. So erhielt auch Pfarrer Johann Rudolf Steinmüller in Gais von seinem Freund Professor Fischer von Bern, der sich in Burgdorf mit dem Gedanken der Gründung eines helvetischen Lehrerseminars befasste, die Einladung, ihm eine Schar armer Kinder zu schicken, für die er leiblich und geistig zu sorgen versprach. Dabei drückte er den Wunsch aus, es möchte ein junger Mann, der Fähigkeit und Lust besitze, sich zum Lehrer und Erzieher ausbilden zu lassen, und der dann auch die in Burgdorf von wohlthätigen Familien aufgenommenen Appenzeller Kinder zu lehren hätte, die junge Schar begleiten. Pfarrer Steinmüller machte Hermann Krüsi, den er für den besten Lehrer in Gais hielt, mit dem Inhalt des empfangenen Schreibens bekannt. Krüsi war damals vierundzwanzigjährig und hatte schon sechs Jahre Schuldienst hinter sich. Er war das am 12. März 1775 geborene Kind der armen, aber braven Eheleute Hermann Krüsi und Elisabeth Scheuss in Gais. Mit vierzehn Jahren verlor er den Vater, und nun ruhte die Sorge für den Unterhalt der verwaisten Familie fast ganz auf ihm. Gleich wie der Vater verdiente er denselben als Weber, Tagelöhner und Fussbote. Als solcher hatte er regelmässig an bestimmten Wochentagen Botengänge nach St. Gallen und andern Orten zu machen. Als er diesen Dienst während vier Jahren getreulich versehen

hatte und inzwischen erwachsen war, erhielt er an einem heissen Sommertage, da er eben eine schwere Bürde Garn von Trogen über den Gäbris nach Gais trug, von einem Verwandten den Rat, sich um die neu zu besetzende Stelle eines Schulmeisters in Gais zu bewerben, um als solcher fortan das tägliche Brot vielleicht auf eine etwas weniger mühsame Weise verdienen zu können. Krüsi wendete ein, die Kenntnisse, deren ein Lehrer doch so sehr bedürfe, fehlen ihm gänzlich. Tröstend erwiderte aber der andere: »Was ein Schulmeister bei uns wissen und können soll, wirst du wohl in deinem Alter noch lernen mögen.«

Von diesem Augenblick an liess ihn der Gedanke, vielleicht Lehrer werden zu können, nicht mehr los. Mit seinen Schulkenntnissen stand es allerdings recht schlimm. Seit seinem Austritt aus der Schule hatte er beinahe alles von dem, was ihm in derselben beigebracht worden war, wieder verlernt. So war er nach seinem eigenen Geständnis nicht mehr imstande, alle Buchstaben des A B C zu schreiben. Rasch entschlossen verschaffte er sich deshalb eine von einem als Schönschreiber bekannten Lehrer in Altstätten hergestellte Vorlage, die er nun in seinem Eifer wohl hundert Mal nacheinander abschrieb, um sich eine bessere Handschrift anzueignen. Ohne irgend eine andere Vorbereitung bewarb er sich nach erfolgter Auskündigung um die offene Lehrstelle, die ihm jedoch von einem ältern Kandidaten streitig gemacht wurde. Am Wahltag hatten die Beiden vor versammelter Wahlbehörde eine Prüfung abzulegen. Zuerst kam der ältere an die Reihe. Das erste Kapitel im Neuen Testament zu lesen und ein paar Zeilen zu schreiben, war für ihn das Werk einer guten Viertelstunde. Krüsi wurde aus dem ersten Buch der Chronik das Geschlechtsregister von Adam bis Abraham zum Lesen vorgelegt. Dann reichte man ihm eine ungeschnittene Feder, mit der Aufforderung, einige Zeilen zu schreiben, das Vaterunser oder sonst irgend etwas, je nach Belieben. Da er von der Rechtschreibung und vom Satzbau keine Ahnung hatte, kann man sich vorstellen, wie seine Arbeit ausgefallen sein mag. Nach kurzer Beratung wurde unserm Krüsi

eröffnet, sämtliche Vorgesetzte haben gefunden, beide Kandidaten können wenig; da er (Krüsi) aber erst achtzehn Jahre alt sei, während der Mitbewerber schon vierzig Jahre hinter sich habe, so nehme man an, er werde das Nötige eher noch lernen können, als dieser, und da sich überdies seine Wohnung nicht übel zum Schulehalten eigne, sei er zum Schulmeister erwählt worden. Mit wohlgemeinten Ermahnungen und tröstlichen Hoffnungen auf erhöhte Besoldung bei befriedigenden Leistungen wurde er entlassen. Sein Mitbewerber erhielt eine Woche später den Polizeiposten der Gemeinde Gais mit einer Wochenbesoldung von drei Gulden, während Krüsi als Lehrer in der Woche auf zweieinhalb Gulden kam, wobei er aber noch von sich aus für ein Schullokal sorgen musste. Die Last, die Krüsi mit der neuen Stelle übernahm, war wohl noch schwerer, als die eben abgelegte; denn ohne irgendwelche besondere Vorbildung plötzlich als Lehrer in einer Schule mit mehr als hundert Kindern von verschiedenem Alter und Geschlecht zu stehen und zu unterrichten, ist gewiss nicht leicht. Aber der junge Mann hatte den guten Willen, seine Kräfte ganz in den Dienst seines neuen Berufes zu stellen und diesem selbst nach Möglichkeit Ehre zu machen. Diesem Streben kam der damalige Ortspfarrer und spätere Dekan Schiess entgegen, indem er dem angehenden Lehrer mit Rat und Tat beistand. Anfänglich hielt er meistens selber Schule und zeigte dem Anfänger, wie er sowohl den Lehrstoff, als auch die Kinder zu behandeln habe. Unter anderem empfahl er ihm auch, die Schüler in Klassen einzuteilen. Schon diese einfache Massnahme — damals etwas Neues — gab Krüsis Schule einen gewissen Ruf; denn die Vorteile derselben traten recht bald zu Tage. Der Wirrwarr des lauten Auswendiglernens hörte auf, der Lehrer konnte die Schüler nunmehr klassenweise unterrichten und still beschäftigen. Den höchsten Triumph erlebte Krüsi indessen im zweiten Jahr seiner Lehrtätigkeit. Auf Ostern fand jeweilen eine Punktierung der Probeschriften sämtlicher Schüler der Gemeinde statt. Diesem Wettbewerb kam eine grosse Bedeutung zu; sein Ausgang war nicht nur massgebend für die Einschätzung

der einzelnen Schüler, sondern auch der Ruf der ganzen Schule hing von demselben ab. Im Frühjahr 1795 hatte nun Krüsi das Glück, zu sehen, dass seine Schüler mit ihren Probearbeiten die ersten sechs Plätze belegten. Hoher Jubel, aber auch tiefer Gram und böser Neid zeigten sich auf den Gesichtern, als dieses unerhörte Ereignis am Karfreitag der in der Kirche versammelten Schülerschar und der Lehrerschaft in Anwesenheit zahlreicher Eltern vom Taufstein aus durch Namensruf eröffnet wurde.

Eine besondere Nachhilfe liess Pfarrer Schiess dem jungen Lehrer dadurch zuteil werden, dass er ihm die damals viel beachteten Schriften der Pädagogen Salzmann, Rochow, Campe u. a. zur Benutzung verschaffte. Rochows Kinderfreund erschien Krüsi als ein Muster eines Schulbuches für das Volk, besonders seiner einfachen Sprache, seines praktischen Inhalts und seiner sittlich-religiösen Einstellung wegen. Lange blieb ihm dieses einfache Büchlein die Hauptquelle, aus der er für sich und seine Schule Stoff zu Lehre und Ermahnung, sowie Anregung zu weiterem Forschen und eigenem Beobachten schöpfte. Dasselbe kam namentlich seiner religiösen Veranlagung entgegen, es bot seinem gläubig frommen Gemüt willkommene Nahrung und wirkte bestimmend auf die ganze religiös-sittliche Weltanschauung, zu der Krüsi während seiner ganzen pädagogischen Laufbahn sich bekannte und die in allen seinen Lehrmitteln und schriftstellerischen Versuchen zum Ausdruck kommt.

Die gleiche Teilnahme und Unterstützung, wie von Pfarrer Schiess, erfuhr Krüsi auch von dessen Nachfolgern Ludwig und Steinmüller, die er als Männer von aussergewöhnlicher Einsicht und gereifter Erfahrung hoch schätzte. Ferner nahm sich auch Johs. Niederer, der spätere Mitarbeiter Pestalozzis, der in den Jahren 1798 und 1799 als junger, feuriger Pfarrer in Bühler lebte, des Schulmeisters von Gais an, indem er ihm Nachhilfeunterricht erteilte. In dem Masse nun, wie Krüsi selber nach und nach mit der Muttersprache besser vertraut wurde, suchte er seinen Schülern die Elemente der Grammatik und einige Regeln der Rechtschreibung

zu vermitteln und sie bei den Leseübungen so weit zu bringen, dass sie den Inhalt des Gelesenen verstanden. Auch Diktierübungen und Unterricht in der biblischen Geschichte führte er ein. Ueberhaupt brachte er seine Schule so weit, dass, als er nach sechsjährigem Wirken und Warten beim Gemeinderat ernstlich um die schon bei seiner Wahl in Aussicht gestellte Erhöhung des Schullohnes ersuchte, Pfarrer Steinmüller ihr das Zeugnis geben konnte, sie gehöre zu den bessern im Lande. Trotzdem kam ihm, wie wir aus seinem Bericht an den Unterrichtsminister Stapfer schon erfahren haben, der Erfolg seiner Lehrtätigkeit recht unbefriedigend vor; denn er war einsichtig genug, um sich einzugestehen, dass ein tüchtiger Lehrer noch ganz Anderes und Höheres leisten sollte. Im Gefühl der Unzulänglichkeit hegte er deshalb oft im Stillen den Wunsch, es möchte sich ihm ein Weg zeigen, damit er sich für seinen ihm immer lieber gewordenen Beruf besser ausbilden könne.

Sobald er deshalb vom Inhalt des erwähnten Schreibens von Professor Fischer in Burgdorf Kenntniss erhielt, rief eine innere Stimme ihm zu, diese Gelegenheit zu weiterer Ausbildung ja nicht unbenützt zu lassen. Pfarrer Steinmüller billigte seinen Entschluss, und so war die Sache rasch entschieden. Gegen dreissig Kinder, Knaben und Mädchen, meldeten sich zur Auswanderung. Der Gemeinderat ernannte Krüsi zu ihrem Führer und gab ihm einen Fuhrmann mit, der in einem mit Sitzen ausgestatteten und mit einer Blahe bedeckten Leiterwagen abwechselnd die Ermüdeten und Schwächern aufnehmen und weiter bringen sollte. Mit Empfehlungen von Pfarrer Steinmüller und Statthalter Heim versehen, und mit vierundzwanzig Talern in der Tasche, trat Krüsi im Januar 1800 die denkwürdige Reise an. Der Weg führte über St. Gallen, Flawil, Winterthur, Zürich, Baden und Lenzburg. Ueberall wurden die jungen Emigranten gastfreundlich aufgenommen und beschenkt. Ein ganz besonderes Erlebnis war es für Krüsi, dass er in Zürich Johann Kaspar Lavater, den geistvollen Pfarrer, den er aus seinen Gebeten, Liedern und Kinderschriften kannte und als ein Wesen höherer Art verehrte, persönlich sehen konnte. Als die Aus-

wanderer am sechsten Reisetag gegen Abend wohlbehalten in Burgdorf anlangten, trug Krüsi über die vom Gemeinderat zur Bestreitung der Bedürfnisse erhaltene Talerrolle hinaus noch weitere fünfzehn Gulden, die ihm unterwegs von mildtätigen Leuten gegeben worden waren, auf sich.

Im Stadthaus von Burgdorf wurden die Appenzeller Kinder unter die Leute, die sich zu ihrer Aufnahme bereit erklärt hatten, verteilt. Krüsi selbst fand auf dem Schloss bei Prof. Fischer lebenswürdige Aufnahme. Sein Herz war von Dank erfüllt gegen Gott für die glücklich vollendete Fahrt und die vielen Beweise von Teilnahme und Wohltätigkeit, die er auf der langen Reise hatte erfahren dürfen. Aber nicht nur Gefühle des Dankes, sondern auch der Hoffnung und des Mutes belebten sein Inneres, indem er aus dem Empfang von Fischer, der ihm mit Pestalozzi, Statthalter Schnell und Doktor Grimm entgegenkam, sowie aus dem Benehmen der übrigen Bewohner des Städtchens die Ueberzeugung gewann, dass unter solchen Menschen gut zu leben sei und dass er hier für seine Weiterbildung und seinen Lebenszweck finden werde, was er bis dahin ohne Erfolg gesucht hatte.

III. *Krüsi — Pestalozzis erster Gehilfe in Burgdorf.*

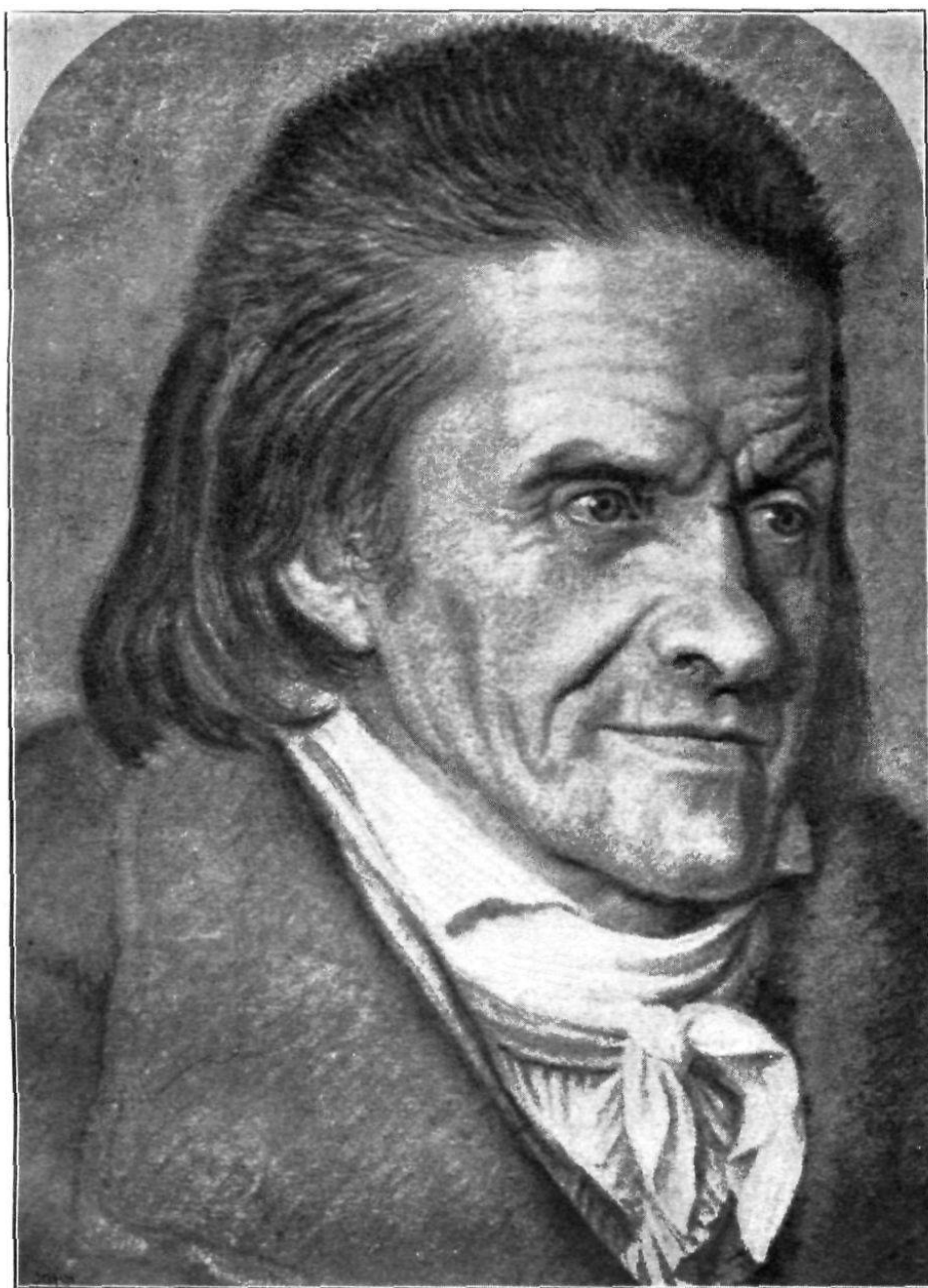
Krüsi fiel in Burgdorf in erster Linie die Aufgabe zu, die dort untergebrachten Appenzellerkinder zu unterrichten. Hilfreich ging ihm Prof. Fischer dabei an die Hand; doch konnte er nur kurze Zeit den lehrreichen Umgang mit diesem edeln Manne geniessen. Da sich der Ausführung seines Planes, vereint mit Pfarrer Steinmüller in Gais und andern Schulfreunden ein helvetisches Lehrerseminar zu errichten, immer neue Hindernisse entgegenstellten, kehrte Fischer wieder nach Bern zurück, um daselbst günstigere Zeiten und Umstände abzuwarten. Sein Abschied von Burgdorf tat Krüsi, der sich vertrauensvoll an den wohlmeinenden Berater und Förderer angeschlossen hatte, ausserordentlich leid. In der Absicht, die Verbindung mit ihm aufrecht zu erhalten, wanderte er in der Folge fast jeden Sonntag nach Bern, um Fischer seine während der Woche

gemachten Erfahrungen mitzuteilen und von ihm praktische Winke und Ratschläge entgegenzunehmen. Doch schon nach wenigen Wochen warf ein heftiges Fieber den vorzüglichen Mann plötzlich auf's Krankenlager und führte anfangs Juni 1800 seinen Tod herbei. Als Krüsi durch Pestalozzi, der ebenfalls auf dem Schloss in Burgdorf wohnte, die erste Kunde von diesem traurigen Ereignis erhielt, fühlte er sich ganz vereinsamt und verlassen am fremden Ort. Da richtete Pestalozzi die freundliche Einladung an ihn, sich nunmehr ihm anzuschliessen und mit ihm zu verbinden. Bei dieser Einladung war es Krüsi, als ob ihm sein soeben verlorener Wohltäter und Beschützer mit einem Male neu geschenkt würde. Rasch entschlossen ergriff er die ihm dargebotene Hand des väterlichen Freundes. Das war die erste Verbindung Pestalozzis mit einem pädagogischen Mitarbeiter. Er erhielt in Krüsi einen jungen Gehilfen, wie er vielleicht unter tausenden keinen passenderen hätte finden können. Ihm eignete, was Pestalozzi abging, die Kunst des praktischen Schulehaltens in einem selten hohen Masse; zugleich war er aber einsichtig und bescheiden genug, um sich völlig der geistigen Leitung des Mannes zu unterziehen, dessen Begeisterung für Menschenwohl und dessen tiefer Blick in die Menschennatur ihm hohe Achtung und tiefes Erstaunen einflössten.

Pestalozzi war damals nicht mehr jung; er zählte schon gut vierundfünfzig Jahre und hatte ein wechselreiches, zum Teil sehr leidvolles Leben hinter sich. Dieses hatte gleich mit Sorgen begonnen. Schon mit fünf Jahren verlor er seinen Vater und wuchs in der Folge bei höchst engen häuslichen Verhältnissen mit zwei Geschwistern in Zürich auf. Wohl deutete sein Name auf ein angesehenes Geschlecht der Stadt; aber es galt zu sparen, zu Hause zu bleiben. Dort regierte die Magd Babeli, die dem sterbenden Vater Johann Baptist Pestalozzi, dem Arzte, versprochen hatte, nicht von seiner Frau und seinen Kindern zu weichen. Ein Frauenhaushalt! Trotzdem wurde aus dem schwächlichen und kränklichen, verschüchterten und träumerischen Mutterkind rasch ein junger Mann, der sich nicht scheute, mit seinen Alters- und Gesinnungsgenossen ungetreue

Beamte frisch und mutig anzugreifen und der unter nachlässiger Hülle eine ungewöhnliche Tiefe der Verstandes-, namentlich aber auch der Herzensbildung barg.

An der Zürcher Gelehrtschule entfaltete sich damals ein reger wissenschaftlicher Eifer. Breitinger und Bodmer scharten die intellektuelle Jugend um sich, in der Absicht, sie zu freier Selbständigkeit in politischen und religiösen Dingen, zur Förderung der Ehre des republikanischen Staatswesens und zur Achtung vor der einfachen Menschennatur anzuleiten. Rousseaus Ruf: Zurück zur Natur! wurde auch in Zürich gehört und begeistert aufgenommen. Unter solchen Einflüssen wandte sich Pestalozzi, wie viele andere Stadtsöhne, der vielfach verachteten und vernachlässigten Landwirtschaft zu. Auf dem Birrfeld, im Gebiet des damaligen Standes Bern, kaufte er Land zusammen. Im Frühjahr 1771 bezog er mit seiner Frau Anna Schulthess, der Tochter eines weitgereisten Zürcher Kaufmanns, sein Gut, das er »Neuhof« nannte. Gar bald zeigte es sich aber, dass Pestalozzi kein Landwirt war. Seine verhältnismässig teure und verkehrte Praxis vermochte statt der erhofften Anerkennung nur mitleidiges Lächeln der benachbarten Bauern zu erwecken, und nach wenigen Jahren befand sich der zum grossen Teil auf fremde Mittel angewiesene Mann in arger finanzieller Bedrängnis. Da kam er — mehr von Not, als von innerm Drang getrieben — auf die Idee, aus dem Neuhof eine Erziehungsanstalt für verwahrloste, arme Kinder zu machen. Mit ganzer Hingabe trat er an das neue Werk heran. Sein leitender Gedanke war, den Armen nicht durch bequeme Wohltätigkeit, sondern durch Entwicklung der in ihnen schlummernden Kräfte zu helfen, die Armen in der Armut und für dieselbe zu erziehen und die Anstalt gleichsam zu einer grossen Familie zu gestalten, die in gemeinsamer landwirtschaftlicher und industrieller Arbeit sich selbst erhalten sollte. Tag und Nacht widmete Pestalozzi sich seiner Anstalt. Das Feuer der Liebe hatte ihn erfasst. Die geringsten und elendesten Bettelkinder, die er von der Strasse holte, waren ihm ihrem Wesen nach heilig. Er wollte ihre Hände zum Fleiss bilden und ihr Herz zu ihrem Schöpfer erheben.



Heinrich Pestalozzi
1746 – 1827

Etwa fünfzig Kinder lebten so unter seiner väterlichen Obhut, und es wäre gut gegangen, wenn nicht sein neuerdings zu Tage tretender Mangel an Geschäftskunde das äussere Gedeihen der Anstalt verhindert hätte. Das mit grossen Hoffnungen begonnene Werk — ein, wie der spätere Mitarbeiter Niederer sich ausdrückte, »ökonomisch - pädagogischer Spekulationsversuch« — nahm im Jahre 1780 ein trauriges Ende. Wie ein Bettler hatte der Edle mit den armen Kindern gelebt, um sie wie Menschen leben zu machen; nun musste er froh sein, nicht schimpflich von seinem Gute vertrieben zu werden. Beinahe zwanzig Jahre lang lebte er fortan dort in kümmerlichem Dasein, in nagender Sorge für seine Familie.

Aber trotz des äussern Misslingens des Neuhoferunternehmens ist dieses die Grundlage der pädagogischen Ideen Pestalozzis geworden und hat durch ihn der Menschheit reichen Gewinn gebracht. Selber in Bedrängnis, lernte er das Elend des Volkes und seine Ursachen immer tiefer kennen, so wie kein Glücklicher sie kennt. Die Versuchsjahre vom Neuhof haben Pestalozzi eine Fülle von Beobachtungen und Erfahrungen gebracht, Stoff zu schriftstellerischer Betätigung. Aus der Erkenntnis, dass alle Gesundung im Volke nur von der Familie ausgehen könne, verfasste er, der des Schreibens so wenig gewohnt war, in erstaunlich kurzer Zeit die herrliche Dorfgeschichte »Lienhard und Gertrud«. Die beiden ersten Teile des Werkes machten ihn rasch zum berühmten Schriftsteller und verwandelten den stillen Neuhof in einen wahren Wallfahrtsort für Neugierige und Ergriffene. Als die Leser aber merkten, dass es dem Autor nicht um die Veröffentlichung einer spannenden Erzählung zu tun war, sondern um den Kampf gegen alles, was die Kraft des Volkes, die Reinheit und den Frieden des Hauses und der Familie bedroht, da sank das Interesse rasch, und es wurde wieder still und ruhig auf dem Neuhof und um Pestalozzi.

Erst mit der Staatsumwälzung von 1798 bot sich ihm wieder Gelegenheit, seine reichen Gaben und Kräfte in den Dienst der Oeffentlichkeit zu stellen und eine seinen innern Anlagen entsprechende Tätigkeit zu ent-

fallen. Die helvetische Regierung hatte Zutrauen zu ihm und übertrug ihm nach der Katastrophe von Stans im Dezember 1798 die Leitung des dortigen Waisenhauses. So wurde Pestalozzi der Vater der Waisen in Stans. Seine Tätigkeit auf jener Trümmerstätte ist wohl die bestbekannte Episode seines Leben, und Pestalozzi selber erschien sie noch im späten Greisenalter als eine Zeit »der höchsten Segenstage«. Diese währten aber nur rund fünf Monate. Schon anfangs Juni 1799 musste er die in einem Kloster eingerichtete Anstalt auflösen, weil die Räumlichkeiten im Kriege zwischen den Alliierten und den Franzosen als Lazarette dienen sollten. Trotzdem war seine Mission erfüllt. Mit einer Hingebung ohnegleichen hatte er die Waisenanstalt ins Leben gerufen und durch seine grenzenlose Liebe die Herzen der Kinder erobert. Er selbst hatte in Stans, als Armer unter den Aermsten, das Bewusstsein seiner Kraft wieder gewonnen. Im fortwährenden Umgang mit den Kindern hatte er »Erfahrungen über die Möglichkeit gemacht, den Volksunterricht auf psychologische Fundamente zu gründen«.

Nach dem Abschied von Stans suchte Pestalozzi in einem Freundeshause auf dem Gurnigel Heilung für seine geschwächte Gesundheit. Es litt ihn aber nicht lange dort. So oft er von der Höhe des Berges auf die schönen Täler zu seinen Füßen schaute, musste er stets unwillkürlich an das mangelhaft unterrichtete Volk denken, das in denselben wohnte. Immer wieder erfasste der *eine* Wunsch sein Herz, die Quelle des Elends, in dem das Volk um ihn her versunken war, zu verstopfen. Er konnte und wollte nicht leben ohne sein Werk und seinen Zweck, und so kehrte er bald wieder zurück zu den Menschen, um seine alten Tage zu nützen. Das Land bedurfte noch immer der Arbeit aller Wohlgesinnten, um durch die unruhvolle Zeit der helvetischen Republik hindurchzukommen. Deshalb war Pestalozzi überzeugt, dass sich auch für ihn ein Ort finden liesse, wo er dem Lande und damit den Menschen weiter dienen und helfen durfte. An ganz bescheidenem Ort wünschte er zu wirken, still und ohne Aufhebens. Er wollte seine »Idee für bessern Volksunterricht in einer Kinderschule probieren und

deren Resultate heiter machen«. Diese Gelegenheit fand er in Burgdorf, zunächst in der armseligen Hintersässenschule des Schuhmachers Dysli, nachher, da es mit diesem zusammen in der gleichen Schulstube nicht ging, an der »Buchstabier- und Leseschule« der Jungfer Stäheli. Mit »ungeheurem Eifer« setzte er hier die in Stans begonnenen Unterrichtsversuche fort, um zu erfahren, auf welche Weise das Kind den Lernstoff in sich aufnimmt. Es handelte sich für ihn nicht um das Unterrichten an sich, nein, er stand als Forscher in der Schulstube. Und zu seiner unaussprechlichen Freude arbeitete er bei aller tastenden Unsicherheit und trotz mancher Mängel in seinem Schulehalten doch mit entschiedenem Erfolg. Als Ende März 1800 nach achtmonatiger Wirksamkeit die erste Prüfung vor der Schulkommission von Burgdorf stattfand, legte diese ihren Befund in einem Zeugnis nieder, in welchem sie den Wunsch aussprach, Pestalozzi möchte durch keinerlei Umstände von seinem Lieblingsgeschäft, der Bildung und Veredlung der Kinderwelt, »abgezogen« werden.

Pestalozzi hielt freilich Burgdorf nicht für die bleibende Stätte seiner Tätigkeit; fortwährend beschäftigte er sich mit dem Gedanken, auf dem Neuhof eine Erziehungsanstalt zu gründen. Da ihm die helvetische Regierung aber die nötige Unterstützung nicht gewähren konnte, zerschlug sich dieser Plan. Bald trat jedoch ein anderer Wechsel in seiner äussern Stellung ein. Minister Stapfer, der auch in den schwersten Stunden den Glauben an Pestalozzi nicht hatte sinken lassen, suchte mit andern Gleichgesinnten nach Kräften das Interesse der gebildeten Kreise für dessen Bestrebungen zu wecken. Im Leben des grossen Mannes begann damit eine neue Zeit, diejenige gleichgerichteter Freunde, die Periode der Mitarbeiter und Jünger, als deren ersten wir unsern Hermann Krüsi bezeichnen können.

Pestalozzi bat zunächst die helvetische Regierung um die Erlaubnis, das damals leerstehende Burgdorfer Schloss zum Schulehalten zu benutzen. Willig entsprach dieselbe dem Gesuch, und nun unterrichteten Pestalozzi und Krüsi zusammen in den Räumen des ehrwürdigen alten Schlosses die armen Kinder aus der Ostschweiz

und die der Lehrgottenschule. Unverkennbar war die Freude des Meisters, einmal einen Gehülfen gefunden zu haben, der seine Ansichten zu erfassen und seine Ziele zu erreichen strebte. Bei seinen früheren Unternehmungen fehlte ihm eine derartige Hilfe, was ihn bei der Lebendigkeit seines Willens, der Grösse seiner Zwecke und der Beschränktheit seiner Mittel zeitweise zu gänzlicher Mutlosigkeit niederbeugte.

Der Frohsinn und die Lernfreude der Kinder wendeten der jungen Schule bald eine erhöhte Aufmerksamkeit zu. Männer, wie Statthalter Schnell und Dr. Grimm, deren Urteil im Volk und bei den Behörden viel galt, führten den Beiden neue Schüler aus dem Mittelstande und von angesehenen Eltern zu. Diese Anerkennung seitens weiterer Kreise gab Pestalozzi den Mut, eine eigentliche Erziehungsanstalt zu gründen. Dazu bedurfte er neuer Gehilfen, denen er aber bei seiner Armut keine glänzenden Aussichten eröffnen konnte. Am notwendigsten schien es zunächst, für den Unterricht im Zeichnen und im Gesang einen Lehrer zu finden, weil weder Pestalozzi, noch Krüsi in diesen Fächern etwas Tüchtiges zu leisten vermochte. Da eben die Sommerferien begannen, reiste Krüsi nach Basel, um seinem Freund Gustav Tobler von Wolfhalden, der dort Theologie studierte und daneben in einer Familie als Hauslehrer tätig war, seine Lage auseinanderzusetzen und ihn zur Mitarbeit in Burgdorf einzuladen. Dieser für die hohe Sache der Jugendbildung begeisterte junge Mann sagte bald zu und gab auch den Anstoss, dass ein Bekannter von ihm, der sehr talentierte Buchbinder Johann Christoph Buss, von Tübingen, Pestalozzi auf den ersten Wink buchstäblich zueilte, ohne auch nur nach Gehalt und andern Anstellungsbedingungen zu fragen.

So bestand denn im Sommer 1800 Pestalozzis pädagogische Vereinigung aus vier Gliedern, in sonderbarer Mischung und durch eigenartige Umstände zusammengeführt, aus dem Stifter, dessen schriftstellerisch hohem Rufe derjenige eines Träumers und praktisch unbrauchbaren Mannes zur Seite ging, einem Dorfschulmeister, der seinen Beruf so gut betrieb, als es ohne Vorbildung zu demselben möglich war, einem Theologie-

studenten, der aber schon mancherlei pädagogische Versuche gemacht hatte, und einem Buchbinder, der in freien Stunden durch Gesang und Zeichnen seine Lieblingsneigungen zu befriedigen suchte.

Krüsi äussert sich in seinen Erinnerungen aus seinem pädagogischen Leben und Wirken über dieses viergliedrige Kollegium wie folgt: »Wer damals diesen Verein vor Augen sah und dann noch hinzudachte, dass er nicht habe, wo er sein Haupt hinlege, dem war es nicht zu verargen, wenn er die Erwartungen von seinem Wirken und den Erfolg desselben in einen engen Raum zusammenpresste«. Dennoch ging es vorwärts, und zwar über alles Erwarten rasch und gut. Aus der Nähe und aus der Ferne strömten bald Zöglinge der Pestalozzischen Anstalt zu. Das Wichtigste aber war, dass Pestalozzi nun mit seinen Gehilfen seine Methode systematisieren und die praktischen Konsequenzen aus derselben ziehen konnte. So arbeitete er denn in der Folge die Schrift aus »Wie Gertrud ihre Kinder lehrt«. Dieselbe erschien im Jahre 1801; sie ist Pestalozzis bedeutendstes pädagogisches Werk und hat seinen Einfluss auf die Gestaltung des Schulwesens im 19. Jahrhundert begründet. Der Verfasser hat die aus fünfzehn Briefen bestehende Schrift nicht ganz zutreffend als einen Versuch bezeichnet, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten. Er hat indessen in seinem neuen Buche einfach seine schon in »Lienhard und Gertrud« niedergelegten Ideen über Menschenbildung, d. h. über Erziehung und Unterricht, weiter ausgeführt. Sein allgemein leitender Grundgedanke ist die Psychologisierung des Unterrichts und der Geistesbildung, d. h. Unterricht und Geistesbildung sollen der natürlichen Entwicklung, dem Fassungsvermögen des Zöglings angepasst werden, oder wie Pestalozzi sich auf einer der ersten Seiten seines Werkes äusserte: »Aller Unterricht des Menschen ist nichts anderes als die Kunst, dem Haschen der Natur nach ihrer eigenen Entwicklung Handbietung zu leisten, und diese Kunst ruht wesentlich auf der Verhältnismässigkeit und Harmonie der dem Kinde einzuprägenden Eindrücke mit dem bestimmten Grade seiner entwickelten Kraft.« Aller Unterricht aber

hat von der Anschauung, dem Fundament der geistigen Bildung, auszugehen. Diese Forderung war zu Pestalozzis Zeit nicht mehr neu, so verdienstlich sein Eifer gegen die Bequemlichkeit ist, die diese Norm missachtet und sich mit minderwertigem Ersatz zufrieden gibt; der Kern und das Wesen seiner Unterrichtsreform und damit das Neue, das Pestalozzi gebracht hat, liegt in der Forderung nach Zerlegung alles Bildungs- und Lernstoffes in seine Elemente und nach psychologischer Reihung dieser Elemente. Nach diesem *einen* wesentlichen Merkmal bezeichnete Pestalozzi selber seine Methode als »Elementarbildung«, als »elementarischen Aufbau des Unterrichts«. Dieser elementarische Gang ist es, der Pestalozzis Unterrichtsmethode von bloss mechanischer Abrichtung unterscheidet und ihr im Gegensatz zu dieser einen menschenbildenden Wert verleiht.

Eine wichtige Aufgabe des Unterrichts besteht zweifellos darin, dem Zögling in jedem Wissensgebiet klare Vorstellungen und deutliche Begriffe zu vermitteln. Hier verlangt Pestalozzi auch wieder naturgemässes Vorgehen und stellt den sehr wichtigen Satz auf: »Er (der Unterricht) gehe nur *langsam* von der Uebung der Sinne zur Uebung des Urteils«, d. h. in den früheren Kinderjahren muss die Anschauung vorherrschen, die Begriffsbildung warten. An diesen fundamentalen Satz reiht Pestalozzi einen zweiten, ebenso beachtenswerten: »Der Unterricht bleibe *lange* die Sache des Herzens, ehe er die Sache der Vernunft wird«. Er denkt dabei offenbar an die *sittliche Bildung*. Auch hier, bei der sittlich-religiösen Bildung, dem Zentrum aller Erziehung und alles Unterrichts, muss es einmal zu Begriffen, d. i. zu *Regeln* und *Grundsätzen* kommen. Aber im Gegensatz zum Rationalismus der Aufklärungszeit fordert Pestalozzi: »Sie bleibe *lange* die Sache des Herzens, ehe sie die Sache der Vernunft wird«! Welche Stellung der Meister bei der sittlich-religiösen Erziehung Gertrud, der Mutter, und damit der Wohnstube, der Familie zuweist, erkennen wir in den folgenden herrlichen Worten aus dem Munde des Kindes: »Mutter, Mutter, ich kann meine Unschuld, meine Liebe, meinen Gehorsam,

ich kann die Vorzüge meiner edleren Natur alle nur an Deiner Seite erhalten!«

Es mag sein, dass dem in stürmischem Drang entworfenen Werke, von dessen tiefem Inhalt wir kaum eine Andeutung geben konnten, auch gewisse Schwächen und Unvollkommenheiten anhaften. Pestalozzi, dem Autodidakten, fiel es zu allen Zeiten schwer, das als richtig Erkannte in eine streng logische Form zu bringen und den ganzen Reichtum dessen, was intuitiv in seiner Seele lebte, in voller philosophischer Klarheit darzustellen. Und jedenfalls hat er sich doch allzusehr versteift auf seine Trilogie der Elemente des menschlichen Wissens, nämlich der Sprache, der Zahl und der Form. Die hieraus abgeleiteten drei Anschauungslehren der Sprache, der Form und der Zahl geben denn auch seinem System einen etwas gezwungenen Charakter. Das Ganze war und bleibt aber ein geistvoller Versuch, allen Unterricht und damit das gesamte Bildungswesen psychologisch, naturgemäss zu gestalten. Das Werk kam dem allgemeinen Ringen der Zeit, die Menschennatur zu ergründen, entgegen und enthielt so fruchtbare Gedanken über den Gang der Erziehung und des Unterrichts, dass kein ernster Leser ihrer ursprünglichen Kraft sich entziehen konnte.

Pestalozzi zog mit seinem Werk namentlich auch deshalb die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, weil er gleichzeitig mit seinen begeisterten Mitarbeitern die praktische Durchführbarkeit seiner Methode vor aller Welt zeigte. Es ist erfreulich, zu sehen, welche Lebendigkeit und Frische diese auf verschiedenen Wegen zusammengekommenen Männer, von denen jeder die seinen Anlagen und Kräften nach Möglichkeit angepasste Aufgabe zu lösen hatte, dabei an den Tag legten. Krüsi widmete sich vor allem dem Unterricht der Kleinen. In der vollen Ueberzeugung, dass die Pestalozzische Methode ungeahnte Früchte tragen werde, suchte er mit seiner ganzen Kraft, sich in ihren Geist einzuarbeiten und sie im Unterricht auch praktisch zu verwerten. Da ihm noch keine Lehrbücher nach der neuen, im einzelnen erst noch auszuprobierenden Lehrweise zur Verfügung standen, war er ganz allein auf seinen gesun-

den Menschenverstand, seine Lebenserfahrungen und auf Pestalozzis Andeutungen angewiesen. Heute ist man sich so sehr an Bücher gewöhnt und hält sie beim Unterricht für so unentbehrlich, dass man sich eine Schule ohne Bücher kaum vorstellen kann. Dennoch wurde in der Pestalozzischen Anstalt zu Burgdorf lange Jahre ohne solche unterrichtet, und zwar mit einer Lebendigkeit, wie sie auch in Schulen, wo jahraus jahrein Bücher benutzt werden, nicht leicht anzutreffen ist. Das grosse, immer offene Buch war die Natur und der im Menschen waltende, nach Pestalozzis Auffassung in Sprache, Zahl und Form sich offenbarende Geist. Zur Natur selbst hinwandern, oder ihre Erzeugnisse in die Schulstube bringen — das war die Lösung.

Der Meister war von dem Gedanken durchdrungen, dass der erste Unterricht des Kindes in die Hand der Mutter gehöre; denn er war überzeugt, dass niemand besser als sie von Natur aus imstande sei, Lehre und Liebe miteinander zu vereinigen. Von frühester Jugend an sollte die Mutter ihr Kind nicht nur körperlich pflegen, sondern auch geistig bilden. Sie sollte es beobachten, unterscheiden, vergleichen, urteilen, d. h. richtig denken und reden lehren. Für diese Aufgabe waren aber die Mütter nicht ohne weiteres befähigt; deshalb suchte Pestalozzi mit seinen Gehilfen nach geeigneten Mitteln, nach sog. Elementarbüchern, welche ihnen die Arbeit erleichtern sollten. Bei den mannigfaltigen Versuchen zur Herstellung dieser Mittel kam Krüsi auf den Gedanken, den Menschen selbst zum Gegenstand kindlicher Denk- und Redeübungen zu machen. Pestalozzi fand diese Idee ausgezeichnet, weil er sich sagte, dass alles Wissen des Menschen von ihm selbst ausgehe. Sogleich machte sich nun Krüsi daran, den neuen Plan auszuführen, und so entstand in kurzer Zeit (1803) das »Buch der Mütter«, dessen erste Bogen gedruckt wurden, ehe die letzten geschrieben waren. Es ist das erste der Pestalozzischen Elementarbücher, d. i. der Bücher, in denen Pestalozzi und seine Mitarbeiter, vor allen Krüsi, Buss und Tobler, versuchten, den Bildungs- und Lernstoff in seine Elemente zu zerlegen und psychologisch richtig zu reihen. Der Zweck des Buches wird

im Titel angedeutet; er besteht darin, den Müttern Anleitung zu geben, »ihre Kinder bemerken und reden zu lehren«. In zehn aufeinanderfolgenden, nach bestimmten methodischen Gesichtspunkten angeordneten Uebungen wird der Mensch, der Ausgangs- und Mittelpunkt alles Erkennens, besprochen. Die erste dieser Uebungen lehrt die Mutter, dem Kinde die äussern Teile seines Körpers zu *zeigen* und zu *benennen*; dieses soll lernen, die Körperteile einzeln ins Auge zu fassen und ihnen ihre Namen zu geben; in der zweiten Uebung wird die *Lage* jedes dieser Teile beschrieben, während in der dritten auf den *Zusammenhang* derselben hingewiesen wird. Die vierte Uebung bespricht die Teile, welche am Körper *einfach*, *zweifach*, *vierfach* usw. vorhanden sind, und die fünfte gibt die wesentlichsten *Eigenschaften* derselben an. In der sechsten Uebung werden diejenigen *Eigenschaften*, welche mehrere Teile des Körpers *gemeinsam* haben und deshalb *zusammengehören*, hervorgehoben, und in der siebenten soll dem Kinde Gelegenheit geboten werden, sich über den *Gebrauch* und die *Funktionen* der Körperteile ausdrücken zu lernen. Die folgenden zwei Uebungen wollen dem Kind das Verständnis für den *vielseitigen Nutzen* der einzelnen Teile und für die notwendige *Pflege* des ganzen Körpers beibringen, und die zehnte Uebung stellt eine *Zusammenfassung* des ganzen vorausgegangenen Lehrstoffes dar. Dieses »Buch der Mütter« ist zur Hauptsache Krüsis Arbeit; was Pestalozzi zu demselben beigetragen hat, erfahren wir aus folgender Bemerkung in Krüsis »Erinnerungen«: »Die Beispiele der 7. Uebung, S. 67 u. s. w. sind meistens von Pestalozzi selbst, der mit dem unerschöpflichen Reichtum seiner Lebenserfahrungen meiner Armut zu Hilfe kam. Die Vorrede ist ganz sein Werk. Alles Uebrige in Plan und Ausführung mit allen seinen Mängeln fällt auf meine Rechnung.«

Das Buch hatte ein sonderbares Schicksal. Einzelne Uebungen desselben sind in vielen Anleitungen für den ersten Unterricht in der Muttersprache benutzt worden; daneben diente es auch als Muster für die Behandlung anderer Gegenstände und Lehrstoffe. Das Werk war als ein Bruchstück zu betrachten; das deutete schon die

Vorrede an. Krüsi war sich dessen bewusst, dass ausser der Beschreibung der äussern Erscheinungsformen des menschlichen Körpers auch das geistige Leben und das sittliche Handeln zum Plan des Ganzen gehört hätten. Wenn auch die Anlage des Buches den Eindruck erweckt, dass es sich in demselben um rein formelle Sprech- und Redeübungen handelt, so ist doch zu sagen, dass der Verfasser mit denselben letzten Endes »dem höhern Zweck der menschlichen Rede, der Entwicklung und Belebung des kindlichen Sinnes für das Wahre, Schöne und Gute« dienen wollte. Heute wird das Buch der Mütter wohl kaum mehr von einem Lehrer beim Unterricht benutzt (in den Haushaltungen, d. h. bei den Müttern, hat es überhaupt nie grössere Verbreitung gefunden); für den unbefangenen Beobachter ist es aber klar, dass dasselbe seinerzeit einen durchaus brauchbaren Versuch darstellte, die Pestalozzische Methode beim ersten Sprachunterricht praktisch anzuwenden. Vielen wichtigen Pestalozzischen Grundsätzen ist dabei die gebührende Beachtung geschenkt worden, wie z. B. den heute in der Theorie allgemein anerkannten methodischen Regeln: Nicht tote Wörter, sondern wirkliche Sachen! Das Konkrete vor dem Abstrakten! Vom Nahen zum Entfernten! Vom Einfachen zum Zusammengesetzten! Von dunkeln Anschauungen zu klaren Vorstellungen und deutlichen Begriffen! Allgemein ist zu sagen, dass der hohe Wert der Pestalozzischen Elementarbücher nicht in ihrer Vollkommenheit als eigentliche Schul- und Unterrichtsbücher bestanden hat, sondern darin, dass sie für die Abfassung solcher Lehrmittel einen ganz neuen Weg gebahnt und zum Nachdenken darüber angeregt haben, was Unterrichts- und Bildungsbücher dem Stoff und der Form nach sein sollen.

Ausser den mannigfaltigen, zur Anschauungslehre der Sprache gehörenden Uebungen bildete *die Anschauungslehre der Zahl* die bedeutendste Aufgabe, deren Lösung Krüsi bei Pestalozzi in Burgdorf zufiel. Gestützt auf die Ergebnisse mehrjähriger Versuche und Anstrengungen, einen natürlichen Lehrgang im Rechnen zu finden, arbeitete Krüsi auf Pestalozzis Wunsch hin einen

systematisch geordneten Kursus für das Kopfrechnen aus, der, auf drei Hefte verteilt, in den Jahren 1803/04 unter dem Titel »Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse« gedruckt und veröffentlicht wurde. Wie Krüsi »Erinnerungen« zu entnehmen ist, verlangte Pestalozzi ausdrücklich die volle Durchführung aller Uebungen, indem er dadurch jedem Vater und jedem Lehrer, der gesunden Menschenverstand besass und lesen konnte, ein Mittel in die Hand geben wollte, das Kopfrechnen zunächst selber aus dem Buche zu lernen und hernach ihren Kindern und Schülern beizubringen. Daher die Einförmigkeit und Weitläufigkeit der Arbeit, die indessen einen ganz ausserordentlich grossen Erfolg hatte, indem sie eine völlige Umwandlung des arithmetischen Unterrichts in der Volksschule hervorrief und, was besonders zu beachten ist, dem Rechnen eine ganz andere, höhere Bedeutung verschaffte. Hatte man bis dahin das Rechnen in den Volksschulen oft nur gleichsam als »Dienstmagd des menschlichen Eigennutzes« betrachtet, oder als Mittel, bei Geschäften und Gewerben Gewinn und Verlust, Vermögen und Schulden zu berechnen, so begann man nun, »in der Zahlenlehre die einfachste Denklehre« zu erblicken, »welche alle Geisteskräfte anzuregen, zu entfalten und zu betätigen vermöge, und in welcher zugleich jeder Irrtum, jedes Versehen, jeder Fehlschluss, überhaupt jede Abweichung von der Wahrheit, soweit das Zahlengebiet reicht, unwidersprechlich nachgewiesen werden könne«.

Krüsi gibt zu, dass die Zöglinge der Pestalozzischen Anstalt in Burgdorf denjenigen vieler anderer Schulen mit Bezug auf die praktische Anwendung des Rechnens nachstanden. Dafür aber wurde ihre Lernfähigkeit, ihre Regsamkeit und ihre geistige Kraft dermassen gefördert, dass sie die Lücke in kurzer Zeit auszufüllen, bisweilen sogar Schülern, die ihnen anfänglich entschieden überlegen waren, bald vorzueilen imstande waren.

Im Jahre 1802 ordnete die helvetische Regierung zwei Männer — Dekan Ith in Bern und Apotheker Benti — ab, um die Anstalt in Burgdorf zu prüfen. Der Schluss des ausführlichen Berichtes geht dahin, »dass

in derselben jener wahre Elementarunterricht gefunden sei, dessen Dasein man schon lange geahnt, den man bisher vergeblich gesucht habe — jener Unterricht nämlich, der dem Kind zu Allem Vorübung gibt, zu allen Künsten und Wissenschaften vorbereitet, auf alle Stände und Klassen anwendbar und für die Menschenbildung als erstes Fundament unentbehrlich ist«.

Ein wichtiger Erfolg dieser Prüfung von Pestalozzis Anstalt bestand darin, dass die helvetische Regierung beschloss, es sei mit derselben ein Lehrerseminar für Zöglinge aus allen Kantonen zu verbinden. Pestalozzi wurde als Direktor, Buss und Krüsi als Lehrer dieses schweizerischen Seminars in Aussicht genommen, die beiden Letztgenannten mit einer Jahrespension von je Fr. 400.— vom 1. Januar 1802 an. Die Einführung der Mediationsakte im Frühjahr 1803 verhinderte jedoch die Ausführung des von der helvetischen Regierung gefassten Beschlusses. Für Krüsi war die Zeit, für die Heranbildung eines tüchtigen Lehrerstandes zu wirken, noch nicht gekommen.

Im Juli 1803 erhielt Pestalozzi zu seinen bisherigen getreuen Gehilfen einen neuen, Johannes Niederer, gebürtig von Lutzenberg, Pfarrer in Sennwald. Er war durch Tobler, den er während seines Studiums in Basel kennen gelernt, und durch Krüsi, dem er als Pfarrer der Gemeinde Bühler durch Unterricht nachgeholfen hatte, mit Pestalozzi bekannt geworden. Von da an hatte er keine Ruhe, bis er, ganz erfüllt vom Glauben an den grossen Meister, in Burgdorf für diesen und sein Werk arbeiten durfte. Dank seiner aussergewöhnlichen Intelligenz und seiner wissenschaftlichen Schulung war er gleich von seinem Eintritt an der hervorragendste Jünger Pestalozzis, der Philosoph der Methode, der »Sprecher des Instituts«.

Unterstützt von diesem Mann und von den andern Gehilfen Krüsi, Tobler und Buss verlebte Pestalozzi in Burgdorf im ganzen eine frohe und fruchtbare Zeit; die Anstalt blühte auf. Es waren die Jahre, da die edelsten aller Länder den vom Burgdorfer Schloss ausgehenden pädagogischen Bestrebungen wachsende Aufmerksamkeit schenkten. Doch fehlte es auch nicht an lebhafter

Opposition, ja sogar herausfordernder Kritik. Pfarrer Steinmüller in Gais z. B., der sich um die Hebung des Volksschulwesens in unserer Gegend, insbesondere durch Veranstaltung von privaten Kursen zur Bildung und Fortbildung der Lehrer, entschiedene Verdienste erworben hat und durch den auch Krüsi nach Burgdorf und in der Folge zu Pestalozzi gekommen ist, schrieb im Jahre 1803 in gereizter Stimmung ein Büchlein, betitelt »Bemerkungen gegen Pestalozzis Unterrichtsmethode«.

Wenn auch die Zukunft Steinmüller in diesem oder jenem Punkte betreffend die praktische Verwertung der Pestalozzischen Methode Recht gegeben hat, so hielt er doch die Schale für den Kern und übersah, dass Pestalozzis Ideen trotz ihrer unvollkommenen äussern Hülle durch ihre innere Triebkraft doch erreichen würden, was Steinmüller und seine Gewährsmänner, die Philanthropen, zwar anstrebten, aber auf ihrem Wege niemals erreicht hätten: *Eine vollständige Umgestaltung des gesamten Volksschulwesens.*

Die Anfeindungen von aussen waren dazu angetan, das Band unter den Pestalozzianern in Burgdorf fester zu knüpfen und diese selbst mit ihrem Meister noch enger zu verbinden. Nichts hätte vermocht, ihren Glauben an Pestalozzi und seine gute Sache ins Wanken zu bringen. Wie sehr unser Krüsi an ihm hing und von der Richtigkeit seiner Methode überzeugt war, geht aus folgender Stelle eines Briefes vom Januar 1803 an einen Freund hervor: »Von Pestalozzi glauben wir, dass er bereits auf dem Rückwege von Paris (wohin er als Mitglied der helvetischen Konsulta — von Zürich gewählt — gereist war, ohne jedoch viel ausrichten zu können) sich befinde und in wenig Tagen hier anlangen werde. Wie wir uns alle nach ihm sehnen, kannst Du dir vorstellen. Ach, der Edle glaubte, etwas für sein Vaterland tun zu können; aber er fand das Schicksal Europas und auch das unsrige in den Händen von Menschen, die nichts als *sich selbst* wollen und *ihren Zwecken* alles aufopfern. Doch auch diese Erfahrung ist wichtig; sie bindet ihn an sein Werk, durch das es allein möglich ist, eingreifend auf die Menschheit zu wirken und selbst das niedere Volk auf den Punkt zu erheben, dass es den

Faden zerreisst, an dem es bisher gegängelt worden. *Die Folgen seiner Methode sind unabsehbar; der Kern der Menschheit schliesst sich an sie an; der Einfältigste fasst sie; das Interesse für sie wird täglich grösser und allgemeiner; Leute, die mit Leib und Seele gegen sie waren, sind mit Leib und Seele für sie und tun alles, um ihre Ausbreitung zu fördern*«.

Wie froh Krüsi über Pestalozzis Rückkehr von Paris war, zeigt folgende Bemerkung, die er einem vom 6. Februar 1803 datierten Brief des Meisters an G. Tobler in Basel beifügte: »Gottlob, dass Vater Pestalozzi wieder unser ist, er soll uns nicht mehr so entrissen werden«. Die Bezeichnung »Vater Pestalozzi« war für Krüsi kein leeres Wort. Noch in seinen »Erinnerungen« (1839) hebt er hervor, in Burgdorf habe sich gleichsam seine Kindheit und Jugendzeit erneuert und er habe daselbst einen zweiten Vater gefunden. Er zählte deshalb die Burgdorfer Periode zu den schönsten seines Lebens. Mochte ihm auch manches von Pestalozzis Lehrweise (z. B. das anhaltend laute Sprechen oder Rufen) nie recht behagen, und mochte er auch in verschiedenen andern methodischen Dingen mehr nebensächlicher Natur (wie z. B. in der Frage, ob es zweckmässig sei, mit der gleichen Klasse zwei Fächer, namentlich Sprechübungen und Zeichnen oder Schreiben, gleichzeitig zu betreiben) eine von Pestalozzis Auffassung abweichende Ansicht haben, so fühlte er sich doch glücklich im erhebenden Bewusstsein, das Vertrauen seines Meisters in hohem Masse zu besitzen und für eine Sache zu arbeiten, die geeignet war, auf Tausende und Tausende von Menschen einen segensreichen Einfluss auszuüben.

IV. Krüsi — Pestalozzis Mitarbeiter in Yverdon.

Krüsis Aufenthalt in Burgdorf war nur von verhältnismässig kurzer Dauer; mit seinem Meister verliess auch er diesen Ort im Jahre 1804. Pestalozzi hatte seine Unternehmung unter dem Schutze der helvetischen Regierung begonnen; seit der Einführung der Mediationsakte gab es aber keinen Einheitsstaat mehr, sondern einen blossen Staatenbund, bestehend aus neunzehn selbstherrlichen Kantonen. Deshalb war die bernische

Regierung nunmehr Pestalozzis Landesherr, ihr gehörte das Schloss Burgdorf, und er musste gewärtigen, ob er weiterhin in demselben wohnen könne. Noch vor Ende 1803 wurde ihm klar, dass er das Schloss in kurzer Zeit räumen müsse. »Es war das Haus der Herren und soll wieder das Haus der Herren werden«, schrieb er an einen Freund, »ich hoffe, mein Ei sei bald ausgebrütet, und dann achtet es auch der schlechteste Vogel nicht mehr, wenn ihm die Buben sein Nest vom Baum herab werfen.«

Im Januar 1804 beschloss die Berner Regierung, es sei das Schloss so bald als möglich dem in Burgdorf residierenden Oberamtmann zu überlassen. Das Ansehen, das Pestalozzi überall genoss, hinderte sie indessen, ihn so geradezu zu vertreiben, trotzdem sie hiezuh nicht übel Lust gehabt hätte; denn sie erblickte in Pestalozzi einen unerwünschten Emporkömmling der Revolution. So bot sie ihm das Johanniterhaus in Münchenbuchsee für seine Zwecke an; daneben erhielt er auch von waadtländischen Städten Einladungen, seine Anstalt innerhalb ihrer Mauern zu verlegen. Pestalozzi ging nach Münchenbuchsee; dort sollte und wollte er mit Philipp Emanuel von Fellenberg, dem jungen und energischen Praktiker in Hofwil, eine engere Verbindung eingehen. Als sich eine solche aber wegen der allzu grossen Verschiedenheit der Naturen als unfruchtbar, wenn nicht sogar unmöglich erwies, zog Pestalozzi nach Yverdon und richtete dort, von seinen uns schon bekannten und noch andern tüchtigen Mitarbeitern unterstützt, seine Anstalt auf grösserem Fusse ein. Dabei entfaltete er eine beinahe unerschöpfliche Tätigkeit. Er stand sehr oft um zwei Uhr morgens auf und begann seine schriftstellerischen Arbeiten. Gleichen Eifer und gleiche Anspannung aller Kräfte erwartete er auch von seinen Gehilfen, unter denen sich von Anfang an auch unser Krüsi befand. Dieser widmete sich in Yverdon während einer Reihe von Jahren mit gleicher Treue und mit gleicher Hingabe wie in Burgdorf Pestalozzi und seiner Sache, vor allem dem Unterricht der Kleinen. Ohne wissenschaftliche Vorbildung, entwickelte er sich unter Pestalozzis Leitung immer mehr zu einem vorzüglichen Praktiker, während

sein Freund Niederer in Yverdon der eigentliche Leiter der literarischen oder gelehrten Abteilung des Institutes wurde, indem er den Verkehr mit auswärtigen Erziehern und mit dem Publikum unterhielt, periodische Schriften abfasste und Aufsätze in pädagogische Blätter lieferte, ohne jedoch das Schulehalten gänzlich aufzugeben. In einem Brief an W. C. v. Türk in Neu-Strelitz vom Dezember 1804 charakterisiert Pestalozzi selber die Arbeit seiner beiden Getreuen zutreffend mit folgenden Worten: »Wir bearbeiten gegenwärtig die Darstellung der Methode in ihren ersten Elementen, Niederer auf dem Wege der Theorie... Krüsi mit mir auf dem Wege des Bonsens und der Erfahrung...« Niederers Hauptgeschäft bestand in der wissenschaftlichen, in der philosophischen Bearbeitung der pestalozzischen Ideen; Krüsi hingegen war mehr dazu berufen, mitzuhelfen, die Anwendbarkeit derselben im Unterricht darzutun. Die Zahlenlehre und die Redeübungen waren diejenigen Fächer, in denen er sich am leichtesten zurecht fand. Sein Erfolg als Lehrer war sehr gross, sowohl nach der Seite der Förderung des Intellekts seiner Schüler, wie auch in erzieherischer Hinsicht. W. C. von Türk urteilte gestützt auf eigene Beobachtungen über Krüsis Wirken als Lehrer: »Noch nie sah ich einen Mann, der wie er die Gabe, Kinder bei den ersten Elementen des Wissens festzuhalten, sie mit Liebe und Sanftmut und doch zugleich mit Ernst und Festigkeit zu behandeln und sich dadurch ihr unbegrenztes Zutrauen zu sichern, in einem so hohen Grade besessen hätte. Es war mir eine wahre Freude, wenn ich ihn unter den Kleinen sah, wie einen Vater unter liebenden Kindern; alle suchten, sich an ihn zu schmiegen; alle hingen mit kindlichem Vertrauen, mit herzlicher Liebe an ihm und folgten willig dem Worte des väterlichen Freundes. Bescheiden, ohne Anmassung, geht er ruhig und still auf dem Wege fort, den er so rühmlich betrat. Nicht glänzen, nicht Aufsehen erregen will er, aber im Stillen unbemerkt Gutes wirken und seinem schönen Ziele sichern Schritts entgegengehen. Er hatte keine gelehrte, keine wissenschaftliche Bildung erhalten, aber ein günstiges Geschick erhielt ihm einen reinen, unverdorbenen Sinn — in ihm lag eine hohe



Frau Katharina Krüsi - Egger

geb. 31. Juli 1790, gest. 26. Januar 1848

Kraft — es bedurfte nur eines äussern Anregungsmittels, um sie zu entfalten, zu stärken und für höhere Zwecke zu beleben, und sein guter Genius leitete ihn nach Burgdorf. Er widmet sich, als Lehrer, vorzüglich den kleinen Kindern, die bis dahin noch keinen Unterricht genossen hatten, den neuen Ankömmlingen. — Er übernimmt also dasjenige Geschäft, das in meinen Augen zwar das schwierigste ist, weil die Fortschritte der Kinder im Anfange nur sehr langsam und unmerklich sind, aber auch zugleich das verdienstlichste, weil so unendlich viel darauf ankommt, dass gerade dieser erste Unterricht vollkommen naturgemäss sei. Der glücklichste Erfolg belohnt indessen seine Mühe reichlich. — Uebrigens ist er Pestalozzis Mitarbeiter und Gehülfe bei dessen literarischen Arbeiten.«

Auch Pestalozzi schätzte Krüsi sehr, sowohl als Freund und Gehilfen, wie auch als Lehrer. So bemerkte er im November 1804 in einem Brief an Niederer über ihn: »Krüsi ist ein Engel, aber fliegen tut er nicht...«, und an Fellenberg in Hofwil schrieb er um dieselbe Zeit: »Ich geniesse in Krüsi alles, was mir Gott hätte geben können, wenn mein Sohn sein Herz und seine Talente gehabt und Er ihn mir erhalten!« Anfangs Dezember 1804 berichtete er Niederer, er erwarte von der Verbindung mit ihm und Krüsi die Rettung seines Werkes... »Aeusserlich muss jeder noch ein Meisterstück vollenden, ehe die Welt Euch Glauben gibt... Ich fühle mich glücklich, Euch (Krüsi und Niederer) zu besitzen, und der Stand der Dinge mit Russland macht mich glauben, wir werden im Vaterlande beieinander bleiben, bis ich sterbe.« In einem vom 1. Januar 1805 datierten, inhaltreichen Brief an Fellenberg hebt Pestalozzi den Unterschied ihrer Lebensanschauungen hervor und fährt fort: »Für Ihre Welt und für das, was Ihre Welt braucht, bin ich so viel als tot. Mein Lebensgang war schwer, aber er hat Menschen an mich gekettet, die an meiner Seite und mit mir zu leiden, zu lieben, zu trauen und zu dienen sich's zur Freude machen. Ich gebe das Herz dieser Menschen nicht um aller Welt Schätze.« Am 2. Februar 1805 meldete er v. Türk, es habe sich jetzt ein enger, inniger Kreis um ihn gebildet,

bestehend nur aus Niederer und Krüsi; »wir leben mitten im Institute ein idealisches Leben, um die Fundamente unseres Tuns über das Grab hinaus zu sichern. . Niederer sei über Wittes Einseitigkeit aufgebracht. Er und Krüsi »vergessen aber immer mehr allen Streit, der darob in der Welt ist, und bemühen uns, die Ansichten des Gegenstandes immer tiefer zu ergründen und immer einfacher darüber zu reden.« Ende Februar weilte Pestalozzi kurze Zeit in Münchenbuchsee, von wo aus er an Niederer in Yverdon schrieb: »Es geht hier gut. Das ganze Haus hanget an unsern Herzen und die Methode gewinnt täglich; der Sieg ist unser! Und Du bist mein . . . Was Du und Krüsi mir sind, ist mehr als Liebe . . .« In einem Brief an Torlitz in Kopenhagen vom Sommer 1805 bemerkte Pestalozzi, Krüsi sei jetzt seine erste Stütze, und am 7. August des gleichen Jahres äusserte er sich in einem Schreiben an Minister Stapfer in Paris: »Der Epoche des Aufsehenmachens folgten Anfeindungen von Chur bis Basel; die Freunde blieben treu, ich habe Hilfe, wie ich sie nicht erwartet; die Idee führt auch unendlich weiter, als ich im Anfang geglaubt habe: Früher oder später wird sie die Sache der Welt werden«; er arbeite an einer neuen Darstellung der Methode unter Beihilfe Krüsis. Am 7. März 1806 vergleicht Pestalozzi in einem Glückwunschschreiben an v. Türk das Institut mit einem Bienenkorbe: »Niederer tötet viele Hummeln, Wespen und selber Mäuse, die es wagen, an unserm Korb zu nagen. Krüsi hüpfet von Zelle zu Zelle . . . wo er hinkommt, da ist er lieb und die junge Brut freut sich seiner. Muralt ist eine Meisterbiene, er gibt im Fliegen und Tragen den Ton an . . . Schmid ist früh und spät, seine Zelle zeichnet sich aus und gefällt; jede andere Biene will auch so eine haben.« Alle diese Aeusserungen Pestalozzis stammen aus der Zeit, da sein Institut in Yverdon zu stets höherem Glanz emporblühte und den Ruf einer europäischen Bildungsschule erlangte. Von allen Seiten kamen Zöglinge; sogar Männer von gereifter Erfahrung eilten herbei, um an Ort und Stelle während kürzerer oder längerer Zeit die »Methode« zu studieren. Ein reges Treiben entwickelte sich in dem sonst ruhigen Städtchen Yverdon, das von vornehmen und einfachen Leuten aus allen Teilen Europas aufgesucht wurde.

Ueber das Leben im Institut, das Verhältniß zwischen Lehrern und Schülern usw. gab Pestalozzi selbst im Jahre 1807 in einem »Bericht an die Eltern und an das Publikum über den gegenwärtigen Zustand und die Einrichtungen der Pestalozzischen Anstalt in Yverdon« eine anschauliche Schilderung, indem er schrieb: »Die Kinder unserer Anstalt sind froh und glücklich, sie fühlen sich frei, ihre Unschuld wird gewahrt, ihre Religiosität genährt, ihr Geist gebildet, ihr Wissen vermehrt, ihr Herz erhoben. Im Ganzen herrscht der Geist eines grossen häuslichen Vereins, in welchem, nach dem Bedürfnis eines solchen ein reiner, väterlicher und brüderlicher Sinn überall waltet. Der grösste Teil der Lehrer lebt den ganzen Tag unter den Kindern, ganz wie unter ihresgleichen, in einer bestimmten Gemeinschaft des Geistes und Herzens, der Aufmerksamkeit und der Anstrengung. Sie wohnen, arbeiten und schlafen mit ihnen in denselben Zimmern. Die Lehrer wecken die Kinder, sie beobachten den Zustand ihres Körpers und ihrer Kleidung, sie begleiten sie zur Morgen- und Abendandacht, essen mit ihnen, führen sie bei ihren Spielen an, spazieren mit ihnen, kurz sie verlassen dieselben auch ausser der Lehrzeit nicht, bis sie sich zur Ruhe gelegt haben und eingeschlafen sind. Alle Zöglinge sind unter eine Spezialaufsicht verteilt, jeder ältere Lehrer übernimmt 12—16 Knaben, die ihm zu besonderer Besorgung übergeben werden. Für den Zusammenhang und die Einheit sorgen die Lehrerversammlungen, die regelmässig gehalten werden. Verhandelt wird über die Lehrart, den Unterricht und den Zustand der Zöglinge in gegenseitiger offener und freier Beratung Aller untereinander. Ausserdem lebe ich selbst persönlich mit jedem Lehrer in ununterbrochener Mitteilung, jeder Spezialerzieher führt wöchentlich einmal die Knaben unter seiner Aufsicht zu mir, nachdem er mir vorher Bericht über sie gegeben hat. Da gebe ich mir Mühe, ihnen mit einfachem väterlichem Sinn ans Herz zu reden. Ueberdies bete ich jeden Morgen und jeden Abend mit allen Kindern. — . . . *Die Entfaltung der Anlagen ist in Allem das erste, wonach wir streben*; wir trachten überall, die Fächer der Kenntnisse, in denen wir unterrichten, mehr als Mittel

der Geistesbildung, als Mittel der Ausdehnung der Kenntnisse zu benutzen. Wir glauben überhaupt, der Jugendunterricht müsse in seinem ganzen Umfang mehr kraftbildend als wissenbereichernd sein . . . Alles Lernen der Jugend soll Selbsttätigkeit, freies Erziehen aus sich selbst, lebendige Schöpfung sein; und das ist es bei uns in seltenem Grad . . . Sie lernen mit Lust, nicht weil das Lernen nur spielend getrieben wird und keine Anstrengung von Seiten der Schüler verlangt, sondern weil alles, was jedes Kind lernen muss, seinen Kräften angemessen ist, und nur in dem Grade zusammengesetzter und schwerer wird, als die Aufmerksamkeit, die Urteils- und Ueberlegungskraft des Kindes selbst wächst . . . weil das Kind in allem, was es lernt, lebt und davon erfüllt wird . . . Der Lehrer darf freilich dabei kein blosses Werkzeug sein, um das Tote tot wiederzugeben, so wie es da ist, sondern er muss sich ganz in den Anschauungs- und Begriffskreis des Kindes versetzen und sich ganz in der Sache selbst bewegen, gemeinschaftlich mit dem Kinde von einer Wahrheit zur andern, von einer Entdeckung zur andern schreiten. Dies ist, ich gesteh es, schwerer, als mit dem ersten, besten Handbuch aufs Katheder zu treten und den jungen Leuten das, was sich darin findet, durch diktieren, dozieren und demonstrieren einzutrichtern. Den letzten Zusammenhang zwischen dem Elementarunterrichte und der wissenschaftlichen und Berufsbildung sucht man herzustellen. Nun sind wir aber noch nicht da, ihn vollständig hergestellt zu haben; es ist aber auch niemand anders da, der das behaupten könnte.« Gegen den Schluss hin heisst es: »Mein Glück ist, dass mir mein Bestreben gelungen, das Interesse und die Aufmerksamkeit für die Menschenbildung zu beleben und die Herzen von tausend und tausend guten Vätern und Müttern hiefür erwärmt zu haben. Die eitle Ehre, mit der mein Tun seit einiger Zeit begleitet ist, macht mein Glück nicht aus.«

In jener Zeit (1806) trat neben Pestalozzis Knaben-erziehungsanstalt ein Töchterinstitut, von Krüsi und Hopf errichtet und geleitet. Auch diese Anstalt gedieh. Die besten Lehrer Pestalozzis erteilten an ihr Unterricht. Krüsi, der wegen der Zartheit und Milde seines ganzen

Wesens vorzüglich für die Erziehung von Mädchen geeignet war, berichtet über die Anstalt: »Sie machte uns herzlich Freude, aber wir hatten zu wenig berechnet, dass dieselbe immer mehr unsere Kraft und Zeit in Anspruch nehmen musste, wenn ihr Bedürfnis befriedigt werden sollte. Es blieb uns deshalb nur die Wahl übrig, uns der einen oder andern Anstalt ganz zu widmen. So übernahm denn Pestalozzi wieder die neue Anstalt (1808), mit welcher ich jedoch fortwährend in freundlicher Berührung blieb. Für häusliche Bildung und sittliche Aufsicht traten in der Folge mehrere Erzieherinnen ein, bis endlich Rosette Kasthofer, später Niederers Gattin, den Entschluss fasste, zur Erreichung von Pestalozzis Zwecken die Leitung der Anstalt zur Aufgabe ihres Lebens zu machen, der sie dann auch treu geblieben ist. Wenn ich also wegen der Kürze meines diesfallsigen Wirkens die Bildung von tüchtigen Erzieherinnen und trefflichen Hausmüttern mir nicht im mindesten zueignen will, so ist es mir doch Wonne, zu denken, dass das vereinte Streben von meinem verklärten Freunde und mir die Anstalt ins Leben gerufen hat.«

In dieser Anstalt wurde auch Katharina Egger, von Netstal, Krüsis spätere Frau, als Erzieherin ausgebildet. Die Bekanntschaft mit ihr fällt in die Jahre 1810—1812. Da sie zu jener Zeit an einer Erziehungsanstalt in Mülhausen tätig war, geben uns seine an sie gerichteten Briefe über manches, was ihn betraf, Aufschluss. Am meisten spricht er darin von Vater Pestalozzi und von dem um jene Zeit oft von gemüthlichen Leiden niedergedrückten Niederer. So äussert er sich an einer Stelle über Pestalozzi: »Vater Pestalozzi ist immer heiter und arbeitet mit jugendlicher Kraft. Mit Verwunderung sehen wir oft das Feuer an, das keine Last und kein Alter zu schwächen vermag. Ich suche auszuweichen, wo ungleiche Ansichten verdriessliche Empfindungen wecken könnten, und wünsche herzlich, ihm stets Befriedigung leisten zu können.« Und gleich darauf über Niederer: »Niederer hat diese Zeit über wie ein Riese gearbeitet. Eine Verteidigung gegen unwürdige Angriffe des Instituts und eine wahre Darstellung von Pestalozzis Zwecken wird bald im Druck erscheinen. So, wie er, können wenige Menschen wirken.«

Im Jahre 1812 zog sich Pestalozzi durch Unvorsichtigkeit (Stochern mit einer Stricknadel im Ohr) eine schwere Krankheit zu, die seine Ueberführung nach Lausanne erforderte und ihn nahe an den Rand des Grabes brachte. Während jener Wochen musste Krüsi fast beständig um den Kranken sein, um ihn zu pflegen. Er tat es mit der ihm eigenen freudigen Aufopferung und Hingebung, die Pestalozzi auch dankbar anerkannte. So fügte er am 24. März einem Briefe Krüsis an seine Braut bei: »Liebes Trineli! Ich bin noch immer krank und Krüsi hütet mir, wie einer Kindbetterin. Bleib Du ihm nie so lange krank; es ist jetzt schon über sechs Wochen und noch weiss ich nicht, wenn ich wieder das erste Mal in die Kirche gehen kann.« Und am 19. April schrieb er ihr mit väterlicher Zärtlichkeit: »Guten Tag, Trineli! Wenn es gut geht, sehen wir uns bald wieder und haben Freude miteinander. Wenn es nicht so, wie wir meinen, gut gehen will und Du mich nicht mehr findest, so tue dann mit Krüsi doppelt recht, und ich habe dann noch Freude ob Euch jenseits des Grabes.« So dachte und schrieb Pestalozzi über Krüsi, nachdem die beiden »über ein Jahrzehnt Brot und Salz miteinander gegessen und Freuden und Leiden samt allen Anstrengungen des Lebens redlich geteilt« hatten. Dass Frau Pestalozzi eine ebenso gute Meinung von Krüsi hatte, wie ihr Mann, sehen wir aus folgenden Zeilen, die sie zu jener Zeit nach Lausanne schickte: »Lieber Krüsi! Sehr, sehr danke ich Euch für Euere lieben Zeilen; sie haben uns Beruhigung gewährt. Bleibt Ihr noch länger in Lausanne, so fahrt fort, wie immer, mit Euerer Sorgfalt und Liebe gegen den teuren, lieben Kranken — ewig, ewig bin ich Euch unaussprechlich dankbar, das wisset und überzeugt Ihr Euch, lieber Guter! Ich habe viel Glauben an Euern Aufenthalt in Lausanne; die Aerzte können in längerer Zeit alles besser beobachten — Gott sei dem Lieben immer nahe mit seiner Hülfe! Herzlich grüsst Euch alles und besonders Euere Euch liebende Mutter Pestalozzi.« Diese freundliche Gesinnung gegen Krüsi behielt die gute Frau bis an ihr Lebensende.

Als Pestalozzis Zustand anfangs Mai sich zusehends besserte, schrieb Krüsi an seine Braut die folgen-

den Worte, in denen sich seine schöne, fromme Seele offenbart: »Wenn er nach dem unerforschlichen Ratschlusse Gottes uns hätte entzogen werden sollen, so hätte ich alles in der Welt nicht für das Bewusstsein genommen, ihn besorgt zu haben und beinahe beständig um ihn gewesen zu sein. Wo er immer Anlass findet, freut er sich auf Deine Rückkehr und segnet unsern Bund. Freue Dich dessen mit mir. Du kennst meinen Glauben an das hohe Wort: »Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser.« Er wird auch unser Haus bauen, nicht ein hölzernes, oder steinernes, aber, sei es auch in der niedrigsten Hütte, eine Wohnung des Friedens, der Liebe, der Treue und eines gottgeheiligten Strebens nach Schätzen, die weder die Motten noch der Rost fressen, und wo die Diebe nicht nachgraben und stehlen können.«

Noch im Jahre 1812 brachte es Krüsi dazu, sich so einzurichten, d. h. das Allernotwendigste anzuschaffen, dass er seine Braut von Mülhausen abholen konnte. In seinem letzten Brief an sie ruft er in frommer Begeisterung aus: »Gott, Vater im Himmel, segne uns! Dein Wille auf Erden sei uns heilig! Stärke uns, unserm Berufe auf Erden mit Kraft und Würde zu leben! Wenn Du Leiden über uns verhängst, so hilf sie uns tragen! Ich bitte Dich nicht, lasse uns keine erfahren; aber darum bitte ich Dich, *veredle* uns durch sie. Lass uns ein Haus gründen, wie es Dir wohlgefällt; und wenn Du uns mit Kindern segnest, so gib uns Gnade, sie für den Himmel zu erziehen. Lass uns in Dir leben, und in Dir lebend, die Freuden der Erde geniessen und unsere Kräfte zu unserm und der Unsrigen Heile anwenden. Die Welt sei uns Welt, und nicht mehr; sie verdient es nicht, uns mehr zu sein. Gott und sein Wille sei uns alles; er leite uns, segne uns und sei mit uns in jeder Lage unseres Lebens. Amen!«

In Lenzburg führte Krüsi seine Braut zum Altare. Mit einem solchen Manne, der ihr zeitlebens nicht nur als Geliebter, sondern ebenso sehr als Lehrer und väterlicher Freund angehören wollte, durfte die junge Frau getrost die neue Laufbahn antreten. Ueberdies stand er nicht mehr da als unerfahrener Jüngling, sondern als ein Mann von siebenunddreissig Jahren, in voller Lebens-

kraft, mit einer Fülle von Erfahrungen und einer Reife des Urteils, wie man sie in diesem Alter nur selten findet. Auch sie, obschon viele Jahre jünger als er, hatte schon des Lebens ernstere Seite erfahren und auf dem Gebiete der Jugenderziehung mit Erfolg gearbeitet.

Nach seiner Verheirathung wohnte Krüsi in einem dem Schlosse benachbarten Privathause und erteilte wie vorher seinen Unterricht an der Pestalozzischen Anstalt. Auch zu den täglichen Morgen- und Abendandachten erschien er nach wie vor im Institut. Pestalozzi war der Ansicht, eine innere, religiöse Sammlung beim Beginn und am Schluss des Tageswerkes trage unendlich viel zur Erhebung des Menschen bei, deshalb liess er Lehrer und Schüler jeden Tag zusammenkommen, um gemeinsam mit ihnen zu beten und ein paar väterliche Worte an sie zu richten. Wenn er verhindert war, das Gebet selbst zu halten, so trug er einem der ersten Lehrer auf, es an seiner Stelle zu tun. Ausser diesen Andachten wurden im Institut auch regelmässig häusliche Gottesdienste gefeiert. Pestalozzi leitete dieselben abwechselnd mit mehreren Geistlichen beider Konfessionen. Reines, aber wahres, inniges, von aller Engherzigkeit freies Christentum war dabei die Hauptsache. Nicht nur alle Glieder des Hauses, sondern auch die Zöglinge und Lehrerinnen der Töchteranstalt und nicht selten Bewohner von Yverdon nahmen an diesen Versammlungen teil. Auch Krüsi war es vergönnt, bei solchen Anlässen Vorträge zu halten, die zum Teil im Druck erschienen sind. So sprach er am 6. Januar 1816 über das Thema: »Auf welchem Grund Erziehungsunternehmungen ruhen müssen, wenn sie zum Heil der Menschheit gedeihen sollen« und kam dabei zum Schluss: »Von nun an und auf immer sei der Fels unseres Heils Gott — Mut — Demut!«

Beim Jahreswechsel und an hohen Festtagen sprach in der Regel der Vater des Hauses selbst. Mehrere seiner Reden sind ebenfalls gedruckt worden. Sie gehören zum Besten, was wir aus Pestalozzis Feder besitzen. In denselben tut sich eine seltene Beredsamkeit des Herzens kund. Man muss sie im Zusammenhang lesen, um sie würdigen zu können. Sie spiegeln die wechselnde Stimmung Pestalozzis, seine von Herz zu Herzen

gehende Art, mit der grössten Offenheit die gemeinsamen Angelegenheiten zu besprechen, seine Demut, sein Gottvertrauen und seinen idealen Sinn. Die fesselnde, anschauliche Sprache nimmt den Leser gefangen, wie seinerzeit auch die Zuhörer, wie vielfach bezeugt ist, oft gar mächtig ergriffen waren.

In der Neujahrsrede 1811 begrüsst Pestalozzi Niederer mit dem Ehrentitel: »Niederer, Du erster meiner Söhne, was soll ich Dir sagen? Was soll ich Dir wünschen? Wie soll ich Dir danken? Du dringst in die Tiefe der Wahrheit, Du gehst durch ihr Labyrinth, wie durch gebahnte Fussteige. Der Liebe hohes Geheimnis leitet Deinen Gang, und mutvoll mit eherner Brust wirfst Du den Handschuh jedem entgegen, der, in Schleichwegen sich krümmend, von dem Wahrheitspfade abweicht, nach dem Scheine hascht und den Trug zu seinem Gott macht. Freund, Du bist meine Stütze, mein Haus ruht in Deinem Herzen, und Dein Auge blitzt einen Lichtstrahl, der sein Heil ist, ob ihn gleich meine Schwäche oft fürchtet. Niederer, walte ob meinem Hause, wie ein schützendes Gestirn. Ruhe wohne in Deiner Seele, und Deine äussere Hülle störe Deinen Geist nicht; dann fliesst grosser, mächtiger Segen aus der Fülle Deines Geistes und Deines Herzens auf das Tun meiner Schwäche.«

Und zu Krüsi sich wendend, sprach der Vater: »Krüsi, werde in der Fülle Deiner Güte immer stärker. Unter lieblichen Kindern selber lieblich und kindlich, gründest Du den Geist des Hauses in dem Heiligtum seiner Anfänge, im Geiste der heiligen Liebe. An Deiner Seite und im Leben Deiner lieblichen Kraft fühlt das Kind unseres Hauses schon in den ersten Tagen nicht mehr, dass ihm Vater und Mutter mangelt. Du lösest den Zweifel, ob ein Erzieher an Vater und Mutter Statt sein könne. Du kannst es, Du kannst es immer. Erhebe Dich, es immer kraftvoller, immer umfassender zu sein! Krüsi, auch auf Dich baue ich grosse Hoffnungen. Es ist nicht genug, den Weg der Menschenbildung zu kennen; man muss auch den milden, leisen Schritt kennen, mit dem die sanfte Mutter den Weg dieser Bildung betritt. Du kennst ihn und gehst ihn und hältst das Kind

länger auf diesem lieblichen Wege seiner ersten Entfaltung, als selber die Mutter es kann. Vollende Dich in Deiner Kraft und gib uns die Anfänge des kindlichen Wissens in der unnachahmlichen Vereinigung der Kindlichkeit und Bestimmtheit, die Du in Deiner Macht hast. Du brachtest mir Niederer als Deinen Bruder und lebest mit ihm in Einheit des Geistes und Herzens. Täglich knüpfe sich das Band Eurer alten Vereinigung enger. Schlagt Hand in Hand, vereinigt zu leben. Ihr seid die Erstlinge meines Hauses, die einzigen, die von diesen übrig geblieben. Ich bin nicht immer in Allem mit Euch einig. Aber meine Seele hängt an Euch, und ich würde mein Haus nicht mehr kennen und mich für seine Erhaltung fürchten, wenn Eure vereinigte Kraft dasselbe verlassen würde. Aber Ihr verlasst es nicht, liebe, allein übrig gebliebene Erstlinge meines Hauses.«

Nicht ohne Grund bat Pestalozzi seine Getreuen um ihre eintrachtige Zusammenarbeit mit ihm. Der Friede im Hause war schon vorher durch persönliche Gegensätze zwischen einzelnen Lehrern, namentlich zwischen Niederer und dem Vorarlberger Josef Schmid, ernstlich gefährdet worden; eine Folge davon war, dass der letztere im Jahre 1810 aus dem Lehrkörper der Anstalt ausscheiden musste. Damit kehrte für einige Zeit die frühere Eintracht und das gegenseitige Vertrauen unter den Angehörigen des Pestalozzischen Stabes zurück. Das war auch dringend notwendig; denn die Anfeindungen von aussen gegen den Meister und seine Methode blieben auch in Yverdon nicht aus.

Krüsi blieb an dem jahrelangen Hausstreit im Pestalozzischen Institut nicht unbeteiligt, trotzdem er jedenfalls derjenige Lehrer der Anstalt war, welcher dank seinem friedliebenden und gutmütigen Charakter am besten mit den verschiedenartigsten Menschen auskam und am meisten Freunde und am wenigsten Feinde hatte, und obwohl er stets dem Grundsatz getreu war, eher sich zurückzuziehen, als durch Hartnäckigkeit in der Verteidigung von Ansichten oder durch Heftigkeit eine Fehde heraufzubeschwören oder in die Länge zu ziehen. Als er bemerkte, dass der aus der Pestalozzischen Anstalt hervorgegangene und namentlich mit

mathematischen Talenten entschieden begabte Schmid den Frieden der Anstalt seinen ehrgeizigen Plänen aufzuopfern bereit war und des alternden Pestalozzi immer mehr sich zu bemächtigen und nach und nach die ältern Freunde und Mitarbeiter desselben aus seinem Herzen zu verdrängen verstand, glaubte er um seiner Ehre willen nicht länger in der Anstalt bleiben zu können und schrieb deshalb schon im Jahre 1808 an seinen Meister einen rührenden Abschiedsbrief, aus dem wir einige Stellen hervorheben:

»Lieber Herr Pestalozzi!

Gott weiss, dass ich immer mit redlichem Herzen die Erreichung Ihrer heiligen Zwecke und dadurch ihre Bestimmung suchte. Auch da, wo ich glaubte, Ihnen widersprechen zu müssen, geschah es ohne irgend eine Nebenabsicht, aus Liebe für Sie und die Sache der Menschheit.

Acht Jahre lang machte mich der ungetrübte Besitz Ihrer väterlichen Liebe zu einem der glücklichsten Menschen. Ihre gegenwärtigen Aeusserungen über die Folgen derselben drücken mich umso tiefer, je weniger ich sie zu verdienen glaube. — (Hier folgen noch einige Gründe des Austrittes.) Wenn es mir einst vergönnt sein wird, dem Lieblinge Ihres Herzens, dem Armen, zu leben und dem Kinde desselben die Folgen Ihrer Aufopferung geniessbar zu machen, dann wird auch Ihr Glaube an meinen Dank und meine Liebe und an mein ernstes Streben, nicht umsonst an Ihrer Seite gelebt zu haben, wieder in Ihrer Seele erwachen.

Noch eins, teuerster Pestalozzi. Wenn ich gegen Sie fehlte, so geschah es aus Irrtum. Verzeihen Sie dem Kinde, das mit Wehmut und Schmerz sich von seinem Vater und seinen Freunden trennt.«

Trotz dieses Abschiedsbriefes verliess Krüsi damals Pestalozzi noch nicht. In der Folge gab es wieder Zeiten voller Harmonie zwischen den Beiden, so z. B. während der Verlobungsjahre Krüsis und während der Krankheit Pestalozzis in Lausanne; dann fühlte sich der Jünger, im Wiedergenuss der vollen Liebe seines väterlichen Freundes, reichlich entschädigt für den Schmerz, den er wegen

zeitweiser Verkennung seines Wesens und seiner Leistungen manchmal empfand.

In den Jahren 1810—1815 zeigte es sich immer deutlicher, dass das Pestalozzische Institut in Yverdon, trotzdem es so weit herum hellen Glanz verbreitete und wie eine internationale Leuchte dastand, nach der sich die Hoffnungen auf eine nach unfehlbaren Grundsätzen erreichbare Bildung richteten, doch auch manchen Keim der Zersetzung in sich barg. Seine fortwährende Erweiterung erschwerte die Verwaltung und schädigte die Einheit der erzieherischen Leitung. Der Institutsorganismus war nachgerade zu gross geworden, als dass Pestalozzis Geist allenthalben in seiner stillen Kraft hätte wirken können. Wohl verbreiteten die vielen Besucher den Ruhm der Anstalt; aber ihr beständiges Kommen und Gehen machte die ruhige Arbeit unmöglich und schuf die Gefahr, auf den Schein hinzuarbeiten. Die zahlreiche, aus verschiedenartigen und zum Teil auseinander strebenden Elementen bestehende Lehrerschaft konnte auf die Dauer nur mit Mühe zusammengehalten werden. Dazu kamen noch finanzielle Sorgen. Die Zahl der Schüler ging von 1812 an erheblich zurück; die Schriften der Anstaltsdruckerei blieben zum grossen Teil unverkauft; die Druckerei arbeitete mit Verlusten, die zur Verschuldung führten. Rosette Kasthofer, die tüchtige Leiterin des Töchterinstitutes und spätere Frau Niederers, schrieb: »Wär ich ein Mann, ich würde mich hinstellen und ordnen; denn selbst in meinem weiblichen Kopf liegt's klar, wie und wo geholfen werden müsste.« In seiner Ratlosigkeit, was er beginnen solle, um aus der äussern Bedrängnis herauszukommen, rief Pestalozzi anfangs 1815 auf Niederers Betreiben Josef Schmid zurück, einen anerkannt tüchtigen Lehrer und energischen Verwaltungsmann. Von nun an schaltete dieser mit beinahe souveräner Gewalt im Institut. Er erblickte seine Hauptaufgabe darin, aus diesem eine pädagogisch und ökonomisch wohlgeordnete Pension zu machen. Damit nahm er dem ganzen Unternehmen aber den Charakter einer Versuchsanstalt, der von Anbeginn an in Pestalozzis Absicht lag. Das war für die ältern Mitarbeiter, vor allem für Niederer, ein beständiges Aergernis.

Während einiger Zeit bildete Pestalozzis edle Gattin durch die allgemeine Achtung, in der sie bei Allen in der Anstalt stand, ein versöhnendes Mittelglied. Da starb sie im Dezember 1815. Am Todestag dieser vielgeprüften Dulderin wurde es Niederer und seinen Gesinnungsgenossen ganz klar, »dass Schmid, anstatt Pestalozzis Werkzeug zu sein, diesen zu seinem Werkzeug nicht nur gegen seine Gehilfen, sondern gegen seine Unternehmung selbst mache«, und dass seine selbstsüchtige Absicht dahin gehe, »alle ohne ihn gewonnenen Resultate der Anstalt, ihre geistigen, sittlichen und religiösen Fundamente, und Pestalozzis Geschichte selbst von 1799—1815 mit ihren unermesslichen Wirkungen, insofern sie ausser ihm lagen, zu vernichten und zu einer ungeheuren Lüge zu machen.« Nun brach der offene Streit in der Anstalt aus. Mit grosser Leidenschaftlichkeit und Rücksichtslosigkeit wurde er geführt. Mehrmals versuchte Pestalozzi in rührender Weise, die entzweiten Jünger wieder zusammenzubringen; doch umsonst. Beinahe hilflos stand der greise Mann zeitweise zwischen den Streitenden. Im Januar 1816 beschwerten sich Niederer und Krüsi über Schmid, weil dieser durch Fälschung einer Briefstelle Nabholz von der Anstalt ferngehalten und Zöglinge selbst in den Streit gezogen habe, um Niederers religiösen Einfluss zu zerstören. Daraufhin sagte Pestalozzi in einer niedergeschriebenen Rede ausdrücklich: »Ich erkläre die vorzüglich beleidigten Personen öffentlich und vor meinem ganzen Hause als die verdienstvollsten Männer desselben, als die ersten Begründer meines Hauses und als die erste Stütze desselben. Ich erkläre öffentlich vor Gott, vor der Welt und vor meinem ganzen Hause, dass ich diesen vorzüglich beleidigten Männern Achtung und Dank schuldig bin, und dass ich diese Gesinnungen der Achtung und des Dankes nicht in mir auslöschen werde bis an mein Grab.« Doch das genügte Niederer, der sich verpflichtet glaubte, »Pestalozzis Werk gegen Pestalozzi selbst zu schützen«, nicht; er verlangte Schmid's Entfernung. Pestalozzi aber konnte und wollte von dem Manne, zu dem er nun einmal seit dessen Rückkehr uneingeschränktes Vertrauen hatte und in dem er den Retter der Anstalt

erblickte, nicht lassen; und so nahm die Tragödie ihren Fortgang. Wir dürfen wohl mit vollem Recht von einer solchen sprechen; denn wie in der echten Tragödie waren auch bei den Helden dieses Stücks Schuld und edler Sinn gemischt.

Unter diesen Verhältnissen litt Krüsi unaussprechlich. Als Schmid im Jahre 1815 nach Yverdon zurückkehrte, schien es jenem anfänglich, »als hätte sein Charakter an Milde, sein Leben an Erfahrung, seine Selbsterkenntnis an Demut und sein Streben eine höhere Richtung gewonnen.« Krüsi hoffte deshalb, in kurzer Zeit vertrauensvoll sich ihm anschliessen zu können. Doch bald zeigte sich die Kehrseite. Er musste beobachten, dass Schmid »unter dem Anschein von Offenheit die Wahrheit verschwiege« und in selbstsüchtigem Streben den an Alter fortschreitenden Vater dermassen zu beeinflussen wusste, dass er als eigentlicher Liebling desselben gar bald wieder sein unbeschränktes Vertrauen genoss. Zum zweiten Mal verlor deshalb Krüsi seinen früheren, bevorzugten Platz in Pestalozzis Herz. Das war nach seinem eigenen Geständnis das empfindlichste Leid, das ihm je im Leben begegnete. Seinen Schmerz nach aussen hin zu zeigen oder Pestalozzi zu klagen, widersprach seiner Natur, und so trug er ihn still für sich und zog sich immer mehr in sich selbst zurück. Was sein sonst ruhiges Gemüt am meisten erregte, war die neue Organisation der Anstalt, die Schmid durchzuführen für notwendig hielt. Bei dieser Neuordnung wurde es Krüsi klar, dass seine Auffassung vom Wesen des Pestalozzischen Unternehmens von derjenigen Schmidts grundverschieden war. Krüsi betrachtete die *Erziehung* der Zöglinge für das »herrschende Prinzip« der Anstalt und hielt es deshalb für notwendig, dass ihr, der höchsten Aufgabe, der Unterricht untergeordnet werde. Schmid dagegen legte nach Krüsis Ansicht das Hauptgewicht auf den Unterricht; er hielt den ausgebildeten Geist für das höchste Ziel seines Strebens, und um dasselbe zu erreichen, glaubte er in Zukunft nur noch Fachlehrer zu bedürfen. Krüsi schwebte organisatorisch als Ideal vor die Einteilung sämtlicher Zöglinge in Klassen, nach Alters- und Ent-

wicklungsstufen. Jeder Klasse sollte ein älterer Lehrer als verantwortlicher Leiter vorstehen; das gemeinschaftliche Band Aller sollte in wöchentlichen Konferenzen bestehen. Schmid wollte nach Krüsis Meinung durch die Einführung des Fachlehrersystems den Unterricht von der Erziehung trennen; für Zucht und Ordnung sollte durch eigene Polizeieinrichtungen gesorgt werden. Krüsi schien es, als habe Schmid bei dieser Organisation der Anstalt gewisse Staatseinrichtungen sich zum Vorbild gewählt, wo das Spionenwesen zur Handhabung strenger Polizei durchgreifend geordnet war und wo die untergeordneten Staatsdiener als willenlose Werkzeuge die Befehle höherer Beamten zu vollziehen hatten. Der Gedanke, die Pestalozzische Erziehungsanstalt könnte in eine solche Staatsmaschine umgewandelt werden, war für Krüsi beinahe unerträglich. Als er sah, dass Schmid, der in Pestalozzis unbeschränktem Vertrauen und in dessen Geldbeutel die stärksten Verbündeten hatte, seine organisatorischen Neuerungen konsequent durchführte, wurde es ihm immer schwerer, der Anstalt das zu sein, was er ihr früher war. Was ihn in seiner Lage noch aufrecht erhielt und seine Trennung von der Anstalt längere Zeit verzögerte, war die Klasse der Kleinen, deren Liebe ihn für so manches, was sein Herz verwundete, entschädigte und ihn oft erhob, wenn der Druck der Umstände schwer auf seinem Gemüt lastete. Dennoch wurde es ihm immer klarer, dass dem Streit zwischen den Vertretern der beiden entgegengesetzten Richtungen in der Anstalt nur dadurch ein Ende bereitet werden konnte, dass die eine Partei, nämlich diejenige der Urpestalozzianer, das Feld räumte. Die Notwendigkeit, sich von dem Manne, den er immer noch als väterlichen Freund ehrte und als auserwähltes Werkzeug betrachtete, das Reich Gottes zu fördern, zu trennen, kostete ihn einen unbeschreiblichen Kampf. Er brachte es beinahe nicht über sich, die Anstalt, an deren Entstehen und Aufblühen er entschieden einen verdienstlichen Anteil hatte und deren Gedeihen ihm so sehr am Herzen lag, dass er ihr am liebsten bis zum Grabe alle seine Kräfte gewidmet hätte, zu verlassen. Nur die Unmöglichkeit, ferner an derselben Gutes zu fördern und Böses zu hin-

dern, sowie die Gefahr, bei längerem Kampfe sich selbst zu verlieren und in gänzliche Mutlosigkeit zu versinken, vermochten es endlich, den Entschluss der Trennung im Jahre 1816 zu völliger Reife zu bringen. Mit schwerem Herzen teilte er am 16. Februar Pestalozzi diesen Entschluss mit, indem er ihm schrieb: »Vater, meine Zeit, Deine Nähe zu geniessen, ist vorüber. Ich muss Deine Anstalt, wie sie jetzt ist und geleitet wird, verlassen, wenn ich meinen Mut und meine Kraft, Dir und Deinem Werke zu leben, nicht immer mehr verlieren soll. Mit Ende künftigen Monats wünschte ich meine Pflichtverhältnisse gegen das Institut geschlossen zu sehen. Es wird mir Bedürfnis, freie Zeit zu gewinnen, teils um Versäumtes nachzuholen, teils um Erworbenes in mir selbst zu ordnen und mich durch beides für eine neue Laufbahn vorzubereiten. Für alles, was Du mir warst, und was ich Dir sein konnte, danke ich Gott; — für alles, worin ich Dir fehlte, bitte ich Gott und Dich um Verzeihung.

Krüsi.«

Pestalozzis Antwort lautete: »Lieber Krüsi. Mit Wehmut sehe ich ein Verhältnis enden, das ich gerne bis an mein Grab erhalten hätte, wenn ich es hätte können, — aber ich konnte es nicht und nehme Deine Erklärung mit der Gesinnung an, die ich immer für Dich trug, Gott bittend, dass er meine Lage ökonomisch bessere und mich in den Stand stelle, Dir noch vor meinem Grabe zeigen zu können, dass ich das Verhältnis auf immer respektiere, in welchem ich so lang gegen Dich stand, grüssend Deine Frau, umarmend Dein Kind, und glaube mich auf immer Deinen Freund.

Yverdon, den 17. Febr. 1816.

Pestalozzi.«

Ausser Krüsi trennten sich um jene Zeit noch elf weitere, zum Teil recht tüchtige Lehrer von Pestalozzi. Unter ihnen befand sich auch Johannes Ramsauer von Herisau, der im Schloss zu Burgdorf der erste Zögling Pestalozzis war und später ein treuer Mitarbeiter desselben wurde. Er schied im Frieden von seinem Meister und wirkte in der Folge nacheinander in Würzburg, Stuttgart und Oldenburg als Lehrer, zeitweise als Prinzen-erzieher. Tobler hatte das Institut schon einige Jahre

vorher verlassen; es war hauptsächlich die Notwendigkeit, für seine Familie das tägliche Brot zu verdienen, welche ihn zum Entschluss gebracht hatte, die Stelle bei Pestalozzi aufzugeben. Seine weitere pädagogische Tätigkeit entfaltete er in der Folge in Basel, Glarus, Arbon und St. Gallen, wo er eine Erziehungsanstalt eröffnete, die sich grosser Beliebtheit und Anerkennung erfreute.

Niederer, der letzte der appenzellischen Mitarbeiter, die schon in Burgdorf bei Pestalozzi waren, gab diesem an Pfingsten 1817, am Konfirmationstag im Institut, den Abschied. Fortan leitete er zusammen mit seiner tüchtigen Frau, Rosette Kasthofer, das Töchterinstitut in Yverdon.

Als Krüsi die Pestalozzische Anstalt verliess, musste er sich nach einem neuen Arbeitsfeld umsehen. Schon in seinem im Jahr 1808 an Pestalozzi gerichteten Abschiedsbrief drückte er lebhaft den Wunsch aus, sich der Armenerziehung zu widmen. Die gleiche Absicht geht aus einem spätern Schreiben an seine Braut hervor: »Mein innigster Wunsch ist, einst irgendwo, nach der Idee unseres teuren Vaters, für die Erziehung *armer Kinder* tätig wirken zu können. Wir beide wissen, was Armut ist und wie sehr die Kinder der Armen der Hülfe ermangeln, die zur Würde und zur Befriedigung des Lebens führt. Uns ist diese Hilfe zuteil geworden. Ich fühle Beruf und Kraft in mir, der ärmern Menschheit zu tun, was Gott an mir getan hat. Du wirst mir helfen; *mütterlicher Sinn* muss mit *männlicher Kraft* sich paaren, wenn etwas für diesen Zweck gedeihen soll.«

Einige Monate nach dem Austritt aus dem Institut äusserte er sich in folgender Weise über das Ziel seines weitem Strebens: »Meine persönliche Neigung ist immer entschiedener auf sein (Pestalozzis) frühestes Wollen, auf die Armen im Volke gerichtet. Aus Kindern der Armen Volkslehrer in Pestalozzis Sinn und Geist zu erziehen, ist die Aufgabe, die ich mir so gern zum Ziele meines Lebens setze. Mich dafür an Pestalozzis Herz erwärmt, in seinem Geiste gebildet und durch sein Tun belebt zu haben, erscheint mir seit langem als dasjenige, wodurch ich meinem Leben in seiner Nähe den wahrsten

und sichersten Wert zu geben vermöchte. Im Hintergrunde meines Strebens regt sich der innige Wunsch, dem Menschenfreunde, den ich als Vater verehere, auf *diesem* Felde des Wirkens noch die Erstlinge seiner Früchte darbieten und eine Aussaat froher Hoffnungen zeigen zu können, ehe er von hinnen scheidet.«

Krüsis Herzenswunsch, Leiter einer Lehrerbildungsanstalt zu werden, um als solcher einen fördernden Einfluss auf die Volkserziehung ausüben zu können, ist in Erfüllung gegangen, jedoch erst *nach* Pestalozzis Tod. Bis dahin verstrichen noch volle siebzehn arbeitsreiche Jahre. Zunächst fand Krüsi einen ihm ebenfalls zusagehenden Wirkungskreis in Yverdon. Verschiedene Eltern schickten ihre Kinder zu ihm in die Schule; daneben wurden ihm mehrere Knaben zur Erziehung anvertraut. Das ermutigte ihn, an die Gründung einer eigenen Erziehungsanstalt heranzutreten. Zu Anfang des Jahres 1818, an Pestalozzis Geburtstag, kündigte er im Anhang zu seiner in französischer Sprache geschriebenen Broschüre, betitelt Coup d'oeil sur l'ensemble des moyens de l'éducation, sein neues Knabeninstitut an. Dabei erzählte er, wie er gewissermassen ohne sein Zutun dazu gekommen sei, eine Anstalt für Knaben vom schulfähigen Alter an bis zum Uebergang ins wissenschaftliche oder Berufsleben zu eröffnen. Als Mitarbeiter nannte er u. a. Nabholz und Steiner, Pestalozzis Schüler; mit Niederer und mit Näf, dem gewesenen Mitarbeiter am Pestalozzischen Institut und nunmehrigen Leiter einer Taubstummenanstalt in Yverdon, werde er eng vereint arbeiten. Ueber sein Erziehungsziel und über die Mittel und Wege zur Erreichung desselben äusserte er sich in seinem Ueberblick über die Mittel der Erziehung und des Unterrichts, den er selbst als die Grundlage für seine Tätigkeit im neuen Institut bezeichnete. Gleich wie für Pestalozzi ist auch für Krüsi der *sittlich-religiöse Mensch das letzte Ziel der Erziehung*. Diese muss vom Menschen ausgehen und zu Gott führen. Der Mensch soll dahin gelangen, in und für Gott zu leben, ihm sein ganzes Leben zu weihen.

Als die wichtigsten Mittel zur Erreichung dieses Zieles bezeichnet Krüsi diejenigen, zu deren Ausbildung

und Anwendung er unter der väterlichen Leitung Pestalozzis seine Kräfte eingesetzt habe, nämlich das Familienleben, die intellektuelle Bildung und die Religion.

Das Familienleben erscheint ihm als die Grundlage für die Entwicklung des Zöglings; deshalb geht auch sein erstes Streben in der Anstalt nach einem wahren häuslichen Leben. Er wünscht, dass alle Zöglinge sich als Glieder einer grossen Familie betrachten. »Die Liebe soll alle Beziehungen beleben; sie soll auch hervorbringen die Opfer, das Vertrauen, den Gehorsam und die gegenseitige Unterstützung zur Erfüllung der menschlichen Bestimmung. Ein solches häusliches Leben bereitet den Zögling vor für die intellektuelle Bildung und für das religiöse Leben. Ohne dasselbe fände die Religion kaum Aufnahme in seinem Herzen, und die Bildung des Intellekts würde ihm nur die Mittel verschaffen, um den nackten Egoismus zu befriedigen.«

Die intellektuelle Bildung hat zum Ziel die Ausbildung der Lernfähigkeit, die Aneignung von Kenntnissen und von Fähigkeiten. Wie Pestalozzi, geht auch Krüsi aus von der Sprache, der Form und der Zahl, die er ebenfalls als die Elemente des menschlichen Wissens betrachtet und auf die er den ganzen Lehrplan für seine Anstalt aufbaut.

Die Religion bezeichnet Krüsi als die Seele aller Erziehung. »Die erhabenen Wahrheiten des Evangeliums können allein uns bringen auf den Weg, der schon auf der Erde hinführt zum himmlischen Leben, unserer wahren Bestimmung.«

Diese Ankündigung, ein ausführlicher Prospekt, der auch in englischer Sprache erschienen ist (*A coup-d'oeil on the general means of education, followed by a notice of a new institution for young boys, by Herm. Krüsi, disciple of Pestalozzi*), hatte einen schönen Erfolg. Die Zahl der Zöglinge stieg rasch. Dabei freute sich Krüsi ganz besonders darüber, dass die ersten aus seiner Heimatgemeinde Gais und von Eltern kamen, die früher selbst dort zu ihm in die Schule gegangen waren. Beim Wachsen der Anstalt und bei der Schwierigkeit, ein Haus mieten zu können, sah Krüsi sich veranlasst, ein solches zu kaufen. Er war jedoch ziemlich mittellos;

denn arm, wie er zu Pestalozzi gekommen war, hatte er ihn wieder verlassen. Das Sammeln von Schätzen war nie seine Sache; hingegen hatte er als langjähriger Mitarbeiter Pestalozzis sicher darauf gerechnet, einst Teilhaber an dessen Anstalt zu werden. Als er beim Ankauf eines anmutig an der Orbe gelegenen Gebäudes eine Anzahlung von tausend Franken leisten sollte, streckte ein wohlwollender Freund ihm diese Summe ohne weitere Verschreibung vertrauensvoll vor; und nun verlebte er, ungehemmt durch ökonomische Sorgen und unterstützt von treuen Gehilfen, eine schöne und fruchtbare Zeit. Die Anstalt blühte auf; sie beherbergte nicht nur Zöglinge aus schweizerischen Gauen, sondern auch aus Deutschland, ja selbst aus Aegypten, Kleinasien und Persien. Was Krüsi als Anstaltsleiter besonders wohl tat, das waren die häuslichen Feste, die seine Angehörigen und Schüler ihm beim Jahreswechsel und bei der alljährlich wiederkehrenden Geburtstagsfeier bereiteten, um ihm ihre Anhänglichkeit und Liebe zu bezeugen. Daneben bildeten für ihn auch die Freundschaft mit Niederer, Näf, Brousson und andern und das wachsende Vertrauen der Eltern eine Quelle reiner Freude und stets neuer Kraft. Am glücklichsten aber fühlte er sich in seiner Familie, im Kreise seiner Gattin, die ihm eine vortreffliche Gehülfin war, und seiner Kinder. Von diesen starben zwei, Minna und Johanna, in ganz jugendlichem Alter; beim vierten, namens Hermann, waren Pestalozzi und Niederer die Taufzeugen.

Wenn sich Krüsis Leben als Familienvater und Vorsteher einer geschätzten Anstalt auch freundlich gestaltete, so gab es doch auch weniger erfreuliche Momente. So fehlte es nicht an Stimmen, die Krüsis Charakter und Lehrweise kritisierten. Zu ihnen gehörte u. a. ein gewisser Joachim von Prati, ein Italiener, der einige Zeit als Gehilfe in Niederers Anstalt lebte, von diesem aber wegen seines schlechten Betragens entlassen werden musste und hierauf (1822) als Ueberläufer in Schmidts Lager eine Schmähschrift gegen Niederer und seine Freunde schrieb. Ihr Titel lautet: »Vater Pestalozzi und die Institute in Iferten«. In derselben fuhr der Verfasser in beissendem Spott auch über Krüsis Anstalt her,

indem er u. a. bemerkte: »Vielleicht wird diese Anstalt lange bestehen; denn es ist bekannt, dass je schlaffer die Gebinde (Gewebe) des Organismus sind, desto zäher das Leben ist.« Wenn auch diese Schrift wenig Wert hat, so zeigt sie doch deutlich, dass der Streit unter den Pestalozzianern mit dem Austritt der ältern Gehilfen keineswegs sein Ende fand. Als Krüsi Pestalozzi verliess, tat er es ohne Hass und Groll; er wünschte im Frieden neben ihm zu leben; denn er verehrte ihn nach wie vor als Vater. Deshalb widmete er ihm auch im Juni 1816 sein Büchlein »Biblische Ansichten der Werke und Wege Gottes zu religiöser Belebung der Volksbildung in Haushaltungen und Schulen.« Dasselbe stellt eine mit Anmerkungen des Herausgebers versehene Sammlung von Bibelstellen über die Werke Gottes (Himmel, Erde, Pflanzen- und Tierreich usw.) dar. Pestalozzi nahm sie mit grossem Interesse auf und benutzte sie wirklich bei den religiösen Besprechungen mit seinen Zöglingen der ersten Klasse. Ausserdem hoffte Krüsi seinem Meister in Bälde auch eine »Elementarische Bearbeitung der Sprache als Entwicklungsmittel des kindlichen Geistes« unterbreiten zu können. Damit wollte er offenbar zeigen, dass er trotz der äusseren Trennung nach wie vor im Geiste mit seinem Herrn verbunden sei und bleiben werde. Das war auch bis zu seinem Lebensende der Fall, trotzdem die Dinge sich bald anders gestalteten, als Krüsi erwartete. Als dieser im Sommer 1817 von Pestalozzi ein Zeugnis wünschte, wurde er mit seinem Gesuch abgewiesen. Pestalozzi antwortete ihm, seine Zeugnisse über die früheren Verhältnisse seien gedruckt; für die jetzige Zeit könne er nichts aussprechen, als dass er seinethalben in grosser Trauer sei und grosses Unrecht zu leiden glaube. Eine Woche später aber schrieb er ihm: »Lieber Krüsi, da ich mein Haus bestellen muss, so tut es meinem Herzen wohl, die beiliegende Generalquittung für das, was in meinen Büchern bis auf den heutigen Tag als Dir zur Last fallend (steht), zuzusenden. Ich werde in meinem Leben und in meinem Sterben denen treu und dankbar bleiben, die mein Herz einst zu Gefühlen erhoben, die mir jetzt Kraft geben, es zu ertragen, dass einige von

ihnen alles tun, diese Gefühle in mir wieder auszulöschen.« Die erwähnte Generalquittung lautete: »Ich Endesunterschriebener bescheine hiemit, dass ich Herrn Krüsi für alles das, was in meinen Büchern ihm zur Last geschrieben ist, rechtsförmlich bestens quittiere und für mich, meine Erben und allfällige Fortsetzer meines Instituts als vollkommen bezahlt und getilgt erkläre. So geschehen den 14. Juli 1817. Pestalozz.«

Um die Weihnachtszeit 1817 reifte in Pestalozzi der Plan, den wenn auch nicht in sicherer Aussicht stehenden, aber erhofften Ertrag von Fr. 50,000.— aus einer Subskription auf seine Werke für eine »Stiftung für das Wohnstubenheil« zu bestimmen. An seinem nächsten Geburtstag, am 12. Januar 1818, errichtete er dieselbe auch feierlich. In seiner Rede forderte er nicht nur seine Mitarbeiter am Institut, sondern auch Niederer, Krüsi und Lange (einen früheren Gehilfen, der sich ebenfalls von ihm getrennt hatte), mit bewegten Worten auf, »Erneuerer seines Hauses, Wiederhersteller seines alten Geistes und Zeugen zu werden, dass der Sinn seiner Jugend, der sich in »Lienhard und Gertrud« blühend, und in »Wie Gertrud ihre Kinder lehrt« der Reifung näher sich ausspricht, noch in ihm lebe und in ihm leben werde bis an sein Grab.« — »Ich muss unverwerfliche Zeugen um mich her haben, dass ich das Höchste, das Reinste, und was ich je in meinem Leben für Erziehung und Armut gedacht und gewollt, noch heute suche, denke und wolle. Ich muss Männer um mich haben, die durch ihre Einsichten, durch ihre Würde, durch ihre Tätigkeit und durch ihre Liebe mir für meine Zwecke — die Hand bieten — alles das einzurichten, anzubahnen und vorzubereiten, was den jetzt noch leeren Traum meiner Stiftung in eine solid gegründete und in allen Teilen in Ausübung gebrachte Anstalt zu erheben notwendig ist. Vor allem andern aus wende ich mich zuerst an Euch, Niederer und Krüsi! Versöhnt Euch mit meinem Hause, werdet Mitstifter seiner Zwecke — Ihr seid es, Ihr seid Mitstifter dieses Bundes zum Heil der Armen, Niederer und Krüsi! — Ich erkenne den Dienst Eures Lebens, den Ihr meinen Zwecken geleistet. Die Hand des Herrn hat Euch zu meinem Ziel geführt, das

Euer Ziel ist, das Euer Ziel war und immer Euer Ziel bleibt.

Niederer! Jeder hat seine Gabe. Wir erkennen die Deine und fühlen, dass wir ihrer bedürfen, die Menschenbildung zur Wissenschaft zu erheben, und die Lehre ihrer Wahrheit mit der Lehre der Wahrheit des Glaubens an Jesum Christum für die denkende und forschende Menschheit in allgemeine genügtuende Uebereinstimmung zu bringen. — Und auch Dich, lieber Krüsi! bitte ich, denk an die alten Tage und glaube, ich habe noch nicht jede Ader der Liebe verloren, die für Dich einst in mir schlug. — Auch an Dich wende ich mich, lieber Lange! Du standest mir in Stunden bei, in denen ich Deiner dringend bedurfte. — Steh zu uns als Mitstifter des Vereins, den ich gründe, und als Mitführer meiner Anstalt — unser Haus bedarf Deiner Kenntnisse — es bedarf Deiner unermüdlichen praktischen Kraft.»

Niederer antwortete für sich und für Krüsi auf diese öffentliche Aufforderung ebenfalls öffentlich, indem er in der »Allgemeinen Zeitung« vom 24. Februar 1818 schrieb, Pestalozzis Einladung habe ihrer Natur nach ohne Folge bleiben müssen. »Sie war unstreitig auf das Publikum und nicht auf die beiden Männer berechnet. Denn es wurde ihnen vor der öffentlichen Erklärung der Stiftung selbst nicht das Geringste darüber mitgeteilt. Sie vernahmen mit Erstaunen von fremden Zuhörern die an sie gerichtete Aufforderung, konnten auch seither nur zur Kenntnis von Bruchstücken derselben gelangen. Abgesehen von dieser etwas genialen Art, den Willen und die Kräfte der Menschen zu fremden Zwecken in Beschlag zu nehmen, können Krüsi und Niederer ihren Ansichten vom Geist und Gesetz der Pestalozzischen Unternehmung, d. h. der Idee der Menschenbildung zufolge, nie Mitstifter einer ihrem Wesen nach willkürlichen, auf blossen Persönlichkeiten ruhenden, und durch Personalverhältnisse bedingten Stiftung werden; zumal diese Stiftung an Personen geknüpft ist, zu denen sie durchaus kein Zutrauen haben und von denen sie ebensowenig Zutrauen geniessen. — Für sie bedurfte es keiner neuen Mitstiftung und keiner neuen Einladung zur Förderung von Pestalozzis wissenschaftlichem Insti-

tut. Die Stiftung, an der sie Teil haben, ist Pestalozzis unsterbliches Werk: Die Entdeckung und Entwicklung des Wesens und der Mittel der Menschenbildung. Diese Stiftung ist längst geschehen und so alt, als die Begründung der Anstalt selbst und als das von ihr geweckte geistige Leben. Möge dieses Leben nur von Herrn Schmid und Kollegen erhalten werden. — Die wissenschaftliche Fortsetzung des Pestalozzischen Instituts ist eben ihre (Krüsis und Niederers) Aufgabe in ihren Anstalten, die sie zur Verwirklichung seiner (Pestalozzis) Idee übernommen.«

Auf diesen Zeitungsartikel hin schrieb Pestalozzi (10. März) an Niederer: »Nicht Schmid, sondern unsre eignen Schwächen und Leidenschaften haben uns getrennt, und das lange ehe er wiederkam.« Dass die Einladung an ihn und Krüsi mehr auf das Publikum berechnet gewesen sei, als auf den wirklichen Wiedereintritt der frühern Freunde in das Institut, wies er zurück, ebenso Niederers Behauptung, er müsse Pestalozzis Werk gegen seinen Urheber verteidigen. »Du hast allen Glauben an mich und mein Wort verloren.« — Den Vorschlag, den man ihm gemacht, er möge Schmid die Anstalt überlassen und dafür an die Spitze der Anstalten von Niederer, Krüsi und Näf treten, wollte er erst recht nicht annehmen, wenn Schmid ausgeschlossen sein solle. »Wir müssen uns alle gegenseitig verzeihen, was geschehen ist.«

In seiner Antwort vom 19. März schilderte Niederer eingehend und eindringlich Schmid's Verhältnis zu Pestalozzi und gelangte dabei zum Schluss: »Statt Schmid an Sie anzuschliessen, schlossen Sie sich ihm an — um ihn zu erheben, würdigen Sie Ihre Gehülfen — sich selbst, Ihr Streben, Ihre Erfolge, was Gott an Ihnen für sie und durch sie getan hat, auf die allerschmählichste Weise herab. — An Schmid scheiden sich unsere Wege.« Und dabei blieb es, selbst als Pestalozzi im Juni 1818 Niederer nochmals aufs eindringlichste zur Versöhnung einlud, ehe es zu spät sei; er sei der Verzweiflung wieder so nahe wie ein Jahr zuvor und wenn er wirklich sterbe, werde die Welt Niederer nicht glauben, was er dann auch zu seiner Entschuldigung sagen werde. »Es handelt

sich um mein Leben und um meinen Tod — es kann leicht, es kann bald zu spät werden, mich retten zu wollen.« — Fortan stellte Pestalozzi den Einfluss, den er Niederer auf sich und sein Werk eingeräumt, als ihm fremd und seiner Sache verderblich dar, und Schmid galt ihm als der einzige echte Jünger und als sein Retter.

Die Differenzen wurden in der Folge eher noch grösser als kleiner, besonders da es bei der Festsetzung der gegenseitigen finanziellen Forderungen zwischen Pestalozzi und Frau Niederer zu neuen Auseinandersetzungen kam, die jahrelang dauerten, bis 1824 ein Schiedsspruch von Unparteiischen denselben schliesslich ein Ende bereitete. Das Urteil lautete nicht, wie so oft berichtet und behauptet wird, zu Ungunsten Niederers.

An diesen Streitigkeiten beteiligte Krüsi sich so wenig als möglich. Kampf widersprach seinem Wesen. Wenn er aber auf den Plan trat, stand er auf der Seite Niederers, des Hauptführers von Pestalozzis Gegenpartei. Dieser dachte, er würde mit Krüsi allein schon fertig werden, wenn nur erst einmal mit Niederer ein Friedensschluss zustande käme. Als er einmal glaubte, es werde ihm gelingen, Niederer durch »Rechnungen zur Ueberzeugung von seinem ökonomischen Irrtum und Unrecht« zu bringen, machte er deshalb in einem an *Nicolovius* in Berlin gerichteten Brief die für Krüsi nicht besonders schmeichelhafte Bemerkung: »Krüsi wird den Rosenkranz Niederers nicht mehr nachbeten, wenn Niederer ihn selbst in den Sack steckt.«

Eine entscheidende Wendung in den Beziehungen zwischen Pestalozzi und seinen Gegenpartnern und in der Folge auch für die Pestalozzische Anstalt trat ein, als jener den Stadtrat von Yverdon um die Zusicherung bat, das Ifertner Schloss nach seinem Tode noch zwanzig Jahre lang seinem Nachfolger (d. i. Schmid) zu überlassen. Das glaubten Niederer, Krüsi und Näf unter allen Umständen verhindern zu müssen. Deshalb reichten sie anfangs März 1821 bei der Munizipalität von Yverdon eine Beschwerde ein, die sich hauptsächlich gegen Schmid richtete. Der Erfolg war, dass die Stadtbehörde sich weigerte, Pestalozzis Wunsch zu erfüllen. Erbst hierüber entfesselte Schmid eine unerquickliche

Zeitungspolemik. Gleichzeitig begann er auch mit einer Beleidigungsklage gegen Niederer, Krüsi und Näf einen langwierigen Prozess, in dessen Verlauf er sich mit einer Schrift, betitelt »Wahrheit und Irrtum in Pestalozzis Lebensschicksalen«, an die Oeffentlichkeit wandte, um namentlich sein Verhältnis zu Pestalozzi und den jahrelangen Hausstreit darzustellen. Ueber die Ursachen der Differenzen, die schon während der Burgdorfer Zeit begannen, berichtete er u. a.: »Meine Handlungsweise, die reifere Jugend der Anstalt ganz besonders zur anhaltenden Tätigkeit und Anstrengung und zur ernstesten und gewissenhaften Anwendung der Zeit anzuregen, musste natürlicherweise mit dem Geist der Bequemlichkeit und Annehmlichkeit eines durch idealische Träume sanft und gemächlich dahinfließenden Lebens einiger älterer Mitarbeiter (Niederer und Krüsi) in Kollision geraten.« Ende 1823 kam zwar zwischen den beiden streitenden Parteien (Pestalozzi-Schmid, Näf-Niederer-Krüsi) ein Friedensschluss zustande; trotzdem trieb die Pestalozzische Anstalt unaufhaltsam ihrem Ende entgegen. Der schwerste Schlag traf sie, als die waadtländische Regierung die Ausweisung Schmidts aus dem Gebiet des Kantons Waadt verfügte. Nun wollte auch Pestalozzi nicht mehr länger in Yverdon bleiben. Vergeblich bat die Regierung ihn, die Ausweisung seines Mitarbeiters nicht als gegen ihn gerichtet zu betrachten und im Lande zu bleiben. Wie ein Held hatte er in den letzten Jahren gegen das übermächtige Schicksal gekämpft, um sein Unternehmen zu halten. Jetzt konnte er nicht mehr. Zum Tode gebeugt schloss er anfangs 1825 seine Anstalt in Yverdon, um ins stille Birrfeld, nach dem Neuhof zurückzukehren und dort seine letzten Tage zu verleben.

Krüsi war damals nicht mehr in Yverdon. Schon einige Jahre vorher, 1822, hatte er einem Ruf aus seiner engern Heimat, die Leitung der Kantonsschule in Trogen zu übernehmen, Folge geleistet.

(Fortsetzung und Schluss werden im nächsten Heft der »Appenzellischen Jahrbücher« folgen.)